Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 15 — Leipzig, den 15. April — 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Am Kreuz — Christ ist erstanden — Die Krankheit als Beruf — Aus dem Leben einer Verborgenen: . „Frau Dokter"; 4. Mutterlust und Mutterleid; 5. Erholungszeit und Heimgang; 6. Die Dichterin — Johannes Brahms — Kritische Bemerkungen zu biblischen Bildern — Verschiedenes: Warnecks Missionslehre; Die sittliche Triebkraft des Glaubens; Die Entstehung es Neuen Testaments; Coeurs sauvages; Ein Urteil über Ibsen; Plattdütsche Togav; Standesbeamte und kirchliche Trauung — Quittung — Anzeigen

Am Kreuz

Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts andres denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels. 1. Mose 28, 17.

Wie feiern wir Karfreitag?

Gott gebe, als wie am Sterbebett mit stillem, gesammeltem Sinn. Die Wiege und das Sterbelager haben beide mit einander gemein, daß sie kein lautes, geräuschvolles Wesen vertragen. Welch eine Entweihung, wenn die Lustigkeit oder die Geschäftigkeit oder die Gedankenlosigkeit, die ja unter allen Unarten am lärmendsten einhergeht, sich in den stillen Gottesfrieden mischen, der Anfang und Ende des Lebens umgiebt. Haltet das Kreuz des Herrn in Ehren. Keine Karfreitagslektion wird uns zu etwas helfen, wenn wir nicht Sinne und Gedanken herausreißen können aus dem Dienst des Vergänglichen, aus der Umschlingung des Augenblicks, aus der Verworrenheit unsers Sorgens, Schaffens und Raffens, um dem Unsichtbaren nahezukommen. Zwar das Blut Jesu Christi ist sichtbarlich geflossen, vor den Augen der Welt — Gott sei dafür gepriesen. Aber die Kraft des Blutes Christi liegt ganz und gar im Unsichtbaren. Darum hinein in die Welt des Unsichtbaren, hinein in die Herzensstille! Wer es verlernt hat, stille zu werden, dem machen wirs zur hohen Pflicht, den befehlen wir der Zucht des göttlichen Geistes, daß ers von neuem erlerne und am Kreuz den Tribut des Bekenntnisses niederlege: Wie heilig ist diese Stätte!

Gott gebe, daß auch der Hader verstumme, der sonst im gemeinen Lauf der Dinge mit unserm Eingang und Ausgang untrennbar verbunden scheint. Des Streitens ist viel in der Welt, auch in der Kirche, unter den Gläubigen, ja die Gläubigen führen besonders scharfe Waffen. Dabei haftet dem Eifer um die Wahrheit, wie wir Alle zu unserm Leidwesen wissen, ein starker Zusatz rein menschlicher, irdischer, sündlicher Leidenschaft an, die, sich nährend am wechselseitigen Widerspruch, zuletzt ihr eigner Zweck wird. Am Sterbebett reicht man sich die Hände, am Grabe schweigt die Fehde. Also auch am Kreuze Jesu Christi. Möchten unsre Häuser und Familien es verstehen, daß alle Frömmigkeit und Kirchlichkeit, die sich zum Kreuz des Herrn bekennen, tönendes Erz und klingende Schellen sind, so lange die Bedingung fehlt, daß wir Einer dem Andern vergeben. Viele gehen in diesen Tagen zum Abendmahl, die Frucht des Todes Christi zu genießen. O daß sie es nicht thäten, ohne Frieden zu schließen und ihrer oft um geringe Dinge erregten Seele einzuprägen: Wie heilig ist diese Stätte!

Gott gebe endlich warme Herzen, die dankbaren Gedenkens fähig sind. Es macht die Weihe unsrer Begräbnisse aus, daß darin der Dank zum Ausdruck kommt. Nur ein verhärtetes Gemüt, nur ein verstockter Sinn oder die vollendete Gleichgiltigkeit schlägt dankbares Erinnern in den Wind, als wären sie sich selbst genug, hätten niemals der Liebe eines Heimgegangnen bedurft und seien darum zu nichts verpflichtet. Umgekehrt gewinnt in tiefern Naturen der Dank, den sie am Sterbebett fühlen, die Farbe der Selbstanklage. Haben wir den Unsrigen das gethan, was wir zu thun schuldig waren? Haben wir ihre liebevollen Absichten gewürdigt, ihre Opfer anerkannt, ihre Segnungen uns zu nutze gemacht, ihr Bleibendes in uns aufgenommen? Am Kreuze des Weltheilandes bringet euren Dank dar für seine unermeßlichen Wohlthaten und schämet euch in tiefster Seele, daß ihr so oft gelebt habt, als gäbe es ihn nicht und brauche ihn nicht zu geben, als wären Jesus und Golgatha nur Namen ohne Inhalt. Wie heilig ist diese Stätte!

Was feiern wir am Karfreitag?

Hier ist nichts andres denn Gottes Haus. Unser Glaube findet in dem lebenden, dienenden, wirkenden Heiland die gnädige Gegenwart Gottes. Wie könnten wir in dem leidenden und sterbenden etwas andres finden, als wiederum die gnädige Gegenwart Gottes, oder damit wir so einfach und verständlich als möglich reden: wir finden in dem Gekreuzigten die Bürgschaft, daß wirklich ein Gott ist, und daß er die Liebe ist. Allerdings wird die Predigt von der Liebe schon am Weihnachtsfest gepredigt, und das Kind in der Krippe strahlt sie aus. Aber erwiesen ist sie erst am Kreuz mit Beweisen der Kraft und That, mit Erfahrungsgründen, die stärker sind als alle andern Erfahrungsgründe in der Welt, in einer Sprache, die seither von allen Nationen der Erde, aber auch von jedem Stand, Geschlecht, Alters- und Bildungsgrad unterschiedslos verstanden worden ist, und die es wiederum verträgt, in Jedermanns Sprache übersetzt zu werden. St. Paulus schreibt an die Galater, daß Christus ein Fluch für uns geworden ist, im Kolosserbrief lesen wir von einer ausgetilgten Handschrift, die wider uns war; von Opferlamm, Bezahlung, Loskauf reden fast alle Apostel. Die Kirche lehrt eine Stellvertretung, eine Genugthuung göttlichen Zornes, durch Christi Verdienst herbeigeführt. Uns sind Versöhnung und Erlösung, das „Erworben und Gewonnen" aus Luthers Erklärung zum zweiten Artikel von Jugend auf vertraute Klänge. Eins aber bleibt gewiß, nämlich daß dort auf Golgatha etwas „für uns" geschehen ist, und daß das Kreuz die Heimat der Verlornen, die Zuflucht der Sünder ausmacht. Hier ist nichts andres denn Gottes Haus, und sind hier eitel Gottes Kinder, die sich geborgen wissen dürfen in Schuld und Not, in Angst und Grauen, in den Schauern des Vergehens und den Schrecken des Gerichts, und mit dem Abba lieber Vater im Herzen schreiten wir im Glauben getrost hinaus in Welt und Leben, Wirken und Dienen, Kämpfen und Ringen, Gewinnen und Verlieren, um, wo wir auch seien, was wir auch treiben, wohin wir auch nachjagen, wovon wir auch getroffen werden, im unendlichen Wechsel des Hellen und Trüben, im Aufgang und Niedergang unsrer Sterne, allüberall der gnädigen Gegenwart Gottes innezuwerden.

Hier ist auch die Pforte des Himmels. Denn nicht dazu hat unser Herr am Kreuz der Welt und allem, was in ihr ist, Valet gesagt, damit wir hernach ein erleichtertes Gewissen hätten, ihr wieder Guten Tag zu sagen, uns freundschaftlich in ihr einzurichten, Hütten zu bauen, Tische zu decken, in Purpur und köstlicher Leinwand zu prangen und unsern Launen zu dienen. Sondern sein Kreuz wird zur heiligen Verpflichtung, es ernst zu nehmen mit jeder Stunde, die uns geschenkt wird, und unsre Tage sub specie aeterni, im Schatten der Ewigkeit zu führen. Viel mehr, uns ist das Recht, die Gnade, die wundervolle Erlaubnis gegeben, auf Golgatha des Himmels Pforte, den Eingang und Aufgang zum wahrhaftigen Leben, den Zugang zu dem, was droben ist, zu erblicken und unsre Seele daran zu stärken, wenn ihr zu Mute wird als einem Fremdling und Pilgrim. Ein neues, himmlisch gerichtetes Leben, das ist Karfreitagsfeier, auch wenn die Karfreitagsglocken verklingen, und andre Zeiten kommen.

Einst kommt die Zeit, die letzte aller Zeiten, wo wir schauen werden, woran wir geglaubt haben. Dann wird das Kreuz zur Himmelsleiter werden, auf deren höchste Stufe gestellt, wir in das Land des Unsichtbaren schauen und mit verklärten Lippen sprechen: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts andres denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels.

H Scholz

Christ ist erstanden!

Was uns die Erinnerung an Jesu Todesleiden aufbewahrt hat, ist der Osterglaube der ersten christlichen Gemeinde. Sonst wäre die Klage der Jünger um den geliebten Toten wohl im Winkel verhallt. Nun aber wird uns von seinem Leidenswege berichtet wie von einem Triumphzuge. Man sah eben sein Leiden in dem Lichte seiner Herrlichkeit, und da nahm es sich so ganz anders aus, nicht mehr als das Ende eines schönen Traumes, sondern als die Krönung alles dessen, was er „in den Tagen seines Fleisches" für die Seinen gethan hatte, als die Vollendung seiner Heilandsliebe, ja mehr, als der *Anfang* recht eigentlich *seines fortdauernden Waltens* zum Heile der Menschheit.

So kann man sagen: *Das Osterfest ist das Fest der christlichen Kirche.* Denn die Thatsache, die auf Ostern verkündigt wird, hat sie gegründet. Erst durch *diese Thatsache* ist es offenbar geworden, daß Jesus *trotz seines Kreuzesleidens*, ja gerade in seinem Kreuzesleiden der *Heiland* ist, nicht bloß ein Musterbild von Charakterfestigkeit und Pflichttreue — was er *allemal* ist in seinem Leiden und Sterben, auch wenn er den Weg alles Fleisches gegangen wäre —, sondern der Heiland, der Trost der Mühseligen und Beladnen.

Nicht als sollte unser Heil sich gründen auf die Merkwürdigkeit, daß einmal einer von den Toten auferstanden ist. Wenn es sich bei der Osterbotschaft um nichts weiter handelte als um ein derartiges Wunder, so würde auf sie das Wort Jesu Anwendung finden: „Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde." Nein, wenn Er es nicht wäre, der durch die Auferstehung den Seinen, uns wiedergeschenkt ist, was sollte sie uns wohl helfen? Nun aber dürfen wir uns dessen getrösten, daß Er, den wir kennen in seiner barmherzigen Liebe, der für das schwankende Rohr, den Petrus, der selbst für seine Mörder am Kreuze gebetet hat, daß er auch uns zum Heilande gesetzt ist durch seine Auferstehung, daß er auch für uns heute noch vorhanden ist mit seiner geduldigen Liebe, mit seiner Helfermacht und Helferwilligkeit und mit seiner priesterlichen Fürbitte. Dieses unvergleichliche Leben, dessen ganzer Inhalt Liebe war, Liebe im reinsten und edelsten Sinne des Wortes, es ist nicht Vergangenheit, sondern Gegenwart. Jesu Herz ist nicht gebrochen im Tode, es schlägt ewig fort. „Jesus Christus, gestern und heute derselbe, und auch in Ewigkeit." Seine Liebe ist noch immer wirksam, Menschen aus ihren Gewissensnöten herauszuhelfen durch den Trost der vergebenden Gottesliebe, die er in seinem Leben, Lieben und Leiden uns zugewandt und aufgeschlossen hat. Er bezeugt sich noch heute an allen denen, die einen Heiland nötig haben und nach ihm ausschauen, als den Durchbrecher aller Bande. Wir brauchen nicht mit den Emmausjüngern von enttäuschten Hoffnungen zu reden, wir können es wissen und erleben, daß er der Erlöser ist, freilich nicht ein Erlöser zu irdischer Ungebundenheit und Glückseligkeit, wohl aber ein Erlöser zu Gewissensfrieden und zu willigem, fröhlichem Thun des Guten.

Wem er das geworden ist durch das Evangelium seiner Zeugen, wer ihn mit Thomas hat anbeten lernen durch die überwältigende Offenbarung seiner Herrlichkeit in seinem eignen Leben, der fragt nicht nach äußerer Beglaubigung seiner Auferstehung, den machen die Unterschiede und meinetwegen Widersprüche in den evangelischen *Berichten* von den Erscheinungen des Auferstandnen nicht irre. Mag es sich mit diesen Erscheinungen verhalten, wie ihm wolle: wem der Heiland sich selber lebendig erwiesen hat, indem er ihm den Glauben, die Willigkeit zum Glauben abgewann durch sein Evangelium, wer auch nur etwas verspürt hat von der Macht seines Geistes, der bedarf keines historischen Beweises mehr — der ohnedies in Sachen des Glaubens ausgeschlossen ist —, der bekennt mit der Ostergemeinde auf Grund seliger Erfahrung: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben."

Diese Gewißheit entsteht wohl bei den Wenigsten unter uns mit einem Schlage. Unser vielen geht es wie den ersten Jüngern, daß die Gestalt des Heilandes — wie sie in den Evangelien gezeichnet ist — jahrelang sie begleitet auf ihren Wegen, ohne von ihnen erkannt zu sein in ihrer ganzen Heilandsmacht und -Gnade. Es ist nur erst noch die rein menschliche Verehrung, die uns mit ihm verbindet. Ach, wenn er es uns nur erst angethan hat durch seine Güte und durch die Macht seines Wortes, daß wir mit Petrus sprechen: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens," dann wird der vertraute Umgang mit dieser seiner Gestalt, wie sie uns das apostolische Zeugnis ja bereits auf Erden von dem Glanze der Verklärung beschienen zeigt, der von dem Auferstandnen ausstrahlt, er wird gewiß zu der Offenbarung des Lebendigen an uns führen. Wenn nur nicht bloß ein historisches Interesse uns zu ihm führt, sondern religiöses Bedürfnis, wenn nur Sehnsucht vorhanden ist, ihn *persönlich* zu gewinnen und durch ihn mit Gott ins Reine zu kommen, so läßt er sich gewißlich auch an uns nicht unbezeugt, sondern führt von Klarheit zu Klarheit. Auf welchem Wege und wie schnell oder wie langsam wir zu unsrer Osterfeier im persönlichsten Sinne des Wortes gelangen, was verschlägts? Wenn nur das Ziel aller unsrer Wege, vielleicht Umwege oder gar Irrwege, dieses ist, daß wir ihn aus Erfahrung in freier Hingabe unsern Herrn nennen. Anders können wir unsers Heils schließlich doch nicht wahrhaft gewiß und froh werden.

Martin Schulze

Die Krankheit als Beruf

Für die meisten kranken Menschen, wenigstens soweit sie eine ernste Lebens- und Weltanschauung vertreten, ist das schwer zu Ertragende bei jeder Krankheit nicht der körperliche Schmerz, nicht das Verhindertsein, an den Genüssen dieses Lebens teil zu nehmen. Schwerer lastet das Bewußtsein auf ihnen, aus ihrem Beruf herausgerissen zu sein, in dem sie der Menschheit in irgend einer Form dienen konnten. Kranke gehören nach der Ansicht Vieler zu dem großen Heer der Arbeitslosen; ihr Nichtsthun gilt als Pflicht.

Aber ist diese Behauptung berechtigt? — Wenn man bedenkt, daß kaum ein Mensch ohne Krankheit durchs Leben geht, daß viele Menschen Jahre, ja ihr halbes Leben in Krankheit zubringen, so wird meines Erachtens die Frage, ob der Kranke wirklich verurteilt ist, müßig am Markte des Lebens zu stehen, zu einer brennenden.

Um diese Frage beantworten zu können, werden wir zunächst den Zweck der Krankheit als solcher festzustellen haben

und dieser wiederum ist nicht loszulösen von dem Zweck, den das Leben der Menschheit überhaupt hat.

Hier scheiden sich gleich zu Anfang der Untersuchung die verschiednen Weltanschauungen. Eine grob materialistische muß konsequenterweise den Zweck des Daseins im Genuß sehen. Die meisten Krankheiten schließen den Menschen vom Genießen der Güter dieser Welt aus, folglich kann die Krankheit für diese Weltanschauung keinen positiven Zweck haben. — Anders steht es mit der theistischen, mit der christlichen Weltanschauung. Diese sieht den Zweck der ganzen Menschheit in ihrem Ausbau zum Gottesreich, des einzelnen Menschen in seiner Entwicklung zum Gliede dieses Reiches. In einer Weltanschauung, die das Wirken eines vernünftigen persönlichen Willens in der Welt behauptet, kann logischerweise die Krankheit, die einen so breiten Raum im Leben der Menschheit einnimmt, nicht zwecklos sein.

Aber ist das auch wahr?

Es ist offenbar von höchster Wichtigkeit für jeden Kranken zu wissen, ob die Krankheit einem bestimmten Zweck dient oder nicht. Je nach der einen oder andern Auffassung wird sie leicht oder schwer zu ertragen sein. — In der französischen Revolution erkannte man unter anderm auch das Recht auf Arbeit an. Die Arbeit, die man den Arbeitslosen in den sogenannten Nationalwerkstätten zuwies, bestand infolge der revolutionären Unordnung für die Einen darin, daß sie Erde von einer Stelle zur andern karren und wieder zurückbefördern mußten. Daneben arbeiteten Andre beim Straßenbau und hatten ebenfalls Erde fortzuschaffen. Die Ersten thaten ihre sogenannte Arbeit mit Murren und liefen schließlich davon, die Zweiten verrichteten sie mit Freude. Warum das? Die Arbeit der Einen war zwecklos, die der Andern diente einem bestimmten Zweck. — Täuschen wir uns doch nicht: das, was die Krankheit zu einer schweren Bürde macht, ist nichts Materielles, sondern die eigentlichen Stachel jedes Leidens stammen aus der Seele.

Fragen wir zur Klärung der Untersuchung zunächst einmal, welchen Einfluß haben die Krankheiten auf die Menschen, und haben wir ihnen auf Grund dieser ihrer Wirkungen einen Zweck zuzuerkennen. — Offenbar sind sie verschieden je nach dem Charakter der Menschen, die sie treffen. Weniger kommt es auf die Art der Krankheit an; denn im großen und ganzen haben alle Krankheiten dieselben Wirkungen bei dem Menschengeschlecht.

Zunächst reißt jede Krankheit den Menschen aus seinem Beruf, trennt ihn wie von seiner gewohnten Beschäftigung, so auch von den Menschen, mit denen er umzugehen gewohnt ist. Das Hasten und Jagen, das unsre Zeit mehr oder weniger für jeden mit sich bringt, hört für eine gewisse Zeit auf, und es wird stille um ihn. Der Kranke hat Zeit und Gelegenheit, einmal an sich selbst zu denken, sich nach dem Woher? und Wohin? zu fragen, sich Rechenschaft zu geben über den Weg, den er bisher zurückgelegt hat, die Bilanz über sein geistiges „Soll“ und „Haben“ zu ziehen. Es leuchtet ein, daß es für jeden, der sein Leben mit Bewußtsein durchleben will, höchst bedeutsam ist, diesen Rechnungsabschluß einmal vorzunehmen, und zwar zu einer Zeit, wo es noch nicht zu spät ist, etwa seinen Lebenskurs zu ändern. Man braucht nicht Christ zu sein, um hierin einen tiefen Zweck einer jeden Krankheit zu finden.

Doch weiter! Goethe sagt:

> Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt euch nicht, ihre himmlischen Mächte.

Wir dürfen diesen allgemein giltigen Gedanken, vielleicht ein wenig spezialisiren und sagen: Wer nie krank war, versteht auch nicht das aus Krankheit entspringende Leid andrer Menschen. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, wie gewaltig die Krankheit in das Leben unzähliger Menschen eingreift, so geht folglich einem Menschen, der nie krank war, das Verständnis für einen großen Teil des Lebens seiner Mitmenschen verloren. Wie wichtig aber dies Verständnis für alle ist, die irgendwie erzieherisch auf ihre Nebenmenschen zu wirken haben — und wer hätte das nicht —, springt jedem, der sehen will, sofort in die Augen.

Die schwere Krankheit ferner, die den Menschen an den Rand des Grabes bringt, lehrt ihn — wie oben die Mitmenschen und ihr Geschick —, so hier die Welt und ihre Güter unter einem andern Gesichtswinkel ansehen. Er sieht ein, daß er die Güter dieser Welt, Geld und Gut, Ehre und Schönheit u. s. w., die ihn, wenn er noch einen Schritt weiter zu gehen hat, im Stich lassen, zu hoch, gewisse ideale Güter aber zu niedrig geschätzt hat. Und wieder fragen wir, ist nicht eine solche Richtigstellung der Wertschätzung äußerer und innerer Güter wert, teuer bezahlt zu werden?

Und endlich, die Krankheit giebt, wie keine andre Zeit des Lebens, Gelegenheit, an der eignen sittlichen Vervollkommnung zu arbeiten. Sehen wir uns einmal den Durchschnittskranken vorurteilsfrei an. Er ist ungeduldig, unzufrieden mit seinem Geschick, hadert mit Gott und mit der Welt, verlangt viel Rücksicht, gewährt selbst wenig, kurz ist egoistisch im höchsten Grade. Wer je in einem Kurort war, weiß, wie gern die meisten Kranken dem Nächsten ihre Krankheitsgeschichte als ganz besonders interessant erzählen, ihn martern mit Berichten über ihren Schlaf und Appetit, ihr Fieber und Sputum — um von Anderm zu schweigen. Genug, es giebt kaum ein unzufriedeneres, rücksichtsloseres, unliebenswürdigeres Volk als eine Schar Kranker. Doch ich lasse dies Kapitel, um meine kranken Leser, für die diese Zeilen doch in erster Linie bestimmt sind, nicht zu veranlassen, mich auch in diesem Augenblick unliebenswürdig zu schelten. Weiß ich mich doch ohnehin in gleicher Verdammnis; denn nur wer solche Erfahrungen an sich selbst gemacht, kann sie beschreiben. Aber, ich denke, jeder Kranke wird mir, wenn auch nur im Stillen, Recht geben. Stellt aber da nicht die Krankheit an jeden, der noch ein sittliches Streben nach Vervollkommnung in sich spürt, Anforderungen, die höchst beachtenswert sind? Oder sind Unzufriedenheit, Rücksichtslosigkeit, Ungeduld und Unliebenswürdigkeit nicht Eigenschaften, die man aufs ernsteste bekämpfen muß? Mir däucht, das sollte keine Frage sein. Giebt aber die Krankheit dem Menschen tagaus tagein eine besondre Gelegenheit zum Kampf mit dem sittlich unvollkommnen Teil seines „Ich,“ dient sie so der innern Fortentwicklung, so müssen wir ihr notwendig einen tiefen Endzweck in der Erziehung des Menschengeschlechtes zusprechen.

Der Zweck der Krankheit ist also — um das bisher Gewonnene noch einmal kurz zusammenzufassen —, dem Menschen Gelegenheit zu geben, Gott, dem Richter über Gut und Böse, über sein bisheriges Leben Rechenschaft abzulegen, die Mitmenschen in ihrem Leid zu verstehen, die Güter dieser Welt nach ihrem wahren Wert zu schätzen und endlich an der eignen sittlichen Vervollkommnung zu arbeiten.

Hiermit aber dient die Krankheit nicht nur dem Endzweck des einzelnen Menschenlebens, sondern dem der ganzen Menschheit, und die Frage, ob der Kranke verurteilt ist, müßig am Markte des Lebens zu stehen, beantwortet sich hiernach von selbst. Es wird sich für jeden sittlich vorwärts Strebenden darum handeln, die Gelegenheit, welche die Krankheit ihm bietet, ganz auszunutzen, ja die Krankheit geradezu als Beruf aufzufassen.

Jeder Beruf füllt eine Lücke in dem Organismus des Menschheitskörpers aus. Eine Thätigkeit, die überflüssig wäre, könnte niemals ein Beruf sein. Sehen wir von diesem Gesichtspunkt die Krankheit an, so ist es klar, daß sie in hohem Grade verdient, ein „Beruf“ genannt zu werden, dient sie doch, wie kaum etwas Andres, der Erziehung des Einzelwesens.

Wenn weiter zwar für die sittliche Beurteilung der einzelnen Berufsarten auch lediglich die Treue in Betracht kommt, mit der sie ausgeübt werden, so unterscheiden wir doch mit Recht höhere und niedere Berufsarten, von dem Gedanken aus sie schätzend, welchen Nutzen sie für die Menschheit bringen. Denn ohne Zweifel dient z. B. der tüchtige, gewissenhafte Arzt der Menschheit mehr als der mit gleichen Eigenschaften ausgerüstete Steinklopfer. Je höher die Berufsart ist, desto länger pflegt

auch die Lehr- und Lernzeit zu sein, die bis zu ihrer Ausübung nötig ist.

Legen wir diesen Maßstab an die Krankheit, so wird jeder zugeben, daß sie nicht nur ein Beruf ist, wie andre auch, sondern vielleicht der höchste Beruf, den es auf Erden giebt. Denn etwas, was die Erziehung des Einzelwesens in so hervorragender Weise unterstützt wie die Krankheit, bringt der Menschheit den allergrößten Nutzen. Bekanntlich aber giebt es sehr, sehr wenige, die sich „Meister" im Ertragen und rechten Gebrauch der Krankheit nennen dürften. Die meisten Kranken werden freiwillig gestehen, daß sie darin noch recht arge Stümper, eben nur „Lehrlinge" sind. Ein ganzes, langes Leben reicht oft nicht aus, diese Meisterschaft zu erlangen.

Und noch auf eins möchte ich aufmerksam machen. Je höher eine Berufsart ist, um so mehr Selbstverleugnung gehört zu ihrer Ausübung. Der Handwerker sieht den Erfolg seiner Arbeit greifbar vor sich, und so steht es mit allen Berufsarten, die mit materiellen Dingen zu schaffen haben. Der Beruf dagegen, bei dem es sich um den Erwerb idealer Güter handelt, erfordert stets viel Selbstverleugnung. Der Erzieher sieht einen Erfolg seiner Arbeit sehr selten. Gerade so aber geht es dem, der seine Krankheit als Beruf auffaßt. Auch er bedarf der Selbstverleugnung wie kaum ein andrer Mensch, wenn anders er ein „tüchtiger" Kranker, ein Meister in seinem Fach sein will. Doch dieser Punkt verlangt eine eigne Erörterung, die zur Ueberschrift haben würde das Gethsemanegebet: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe. Jeder Christ wird zeitlebens zu lernen haben, dies kurze Gebet nicht nur mit den Lippen, sondern mit dem Herzen aufrichtig beten zu können.

Freilich gehört zu dieser Auffassung eine Weltanschauung, wie wir sie oben angedeutet haben. Lebt man in ihr, so verliert — und darin liegt ihr ungeheurer Segen — eine jede Krankheit ihren giftigen Stachel, ihre Bitterkeit und damit ihren Fluch. Lebt der Kranke dem Beruf, zu dem er berufen ist durch eines Höhern Stimme, so darf er überzeugt sein, daß er nicht umsonst lebt, daß er sich und der Menschheit einen Dienst erweist, der vielleicht größer ist als der, den er in gesunden Tagen verrichten konnte. Dieser Gedanke erleichtert die Last jeder Krankheit und dient somit indirekt der Genesung, worauf es doch allen ankommt. Th Jürgens

---

Aus dem Leben einer Verborgenen

3. „Frau Dokter"

Schon als Meta noch Kind war, zog in Hirzel, zur Freude der Bewohner, da sie vorher keinen Arzt hatten, Dr. Jakob Heußer ein. Selbst aus Armut und Niedrigkeit hervorgegangen, war er mit den Jahren einer der vielbeschäftigtsten Aerzte geworden, der, seiner eignen Vergangenheit eingedenk, den Armen, die es ihm nicht vergelten konnten, ebenso willig diente wie den Reichen. Natürlich kam er auch hie und da ins Pfarrhaus, und als Meta heranblühte, bewarb er sich um sie, anfänglich ohne Erfolg. Er wiederholte seine Bewerbung im Jahre 1820. Aeußere Umstände begünstigten dieselbe. Pfarrer Schweizer war alt und kränklich, und es war ihm ein Vikar beigegeben worden. Der Zeitpunkt, das Pfarrhaus zu verlassen, schien nahe, und doch konnten die so innig verbundnen Glieder der Pfarrfamilie sich in den Gedanken der daraus mit Notwendigkeit erfolgenden Trennung nicht ergeben. Doktor Heußer erklärte sich bereit, wenn das Pfarrhaus verlassen werden müsse, die Familie bei sich aufzunehmen. Und er hat Wort gehalten. So reichte ihm denn Meta die Hand und zog mit den Ihrigen vom Pfarrhaus in das Doktorhaus.

Eine schwere Aufgabe wartete der „Frau Dokter," wie Meta von nun an genannt wurde, während ihrer neununddreißigjährigen Ehe. Ihr Mann kam ihr an christlicher Erkenntnis nicht gleich, doch hat sie nie ein Wort des Bedauerns darüber je an Fernstehende geäußert; sie schätzte ihn hoch, erkannte seine Tüchtigkeit und durfte es erleben, wie ihr Gatte, dem sein rastloses Leben zu eigner Vertiefung nicht viel Zeit gelassen hatte, sich im Sterben als ein guter Streiter Christi erwies.

Aber nicht nur die Sorge eines eignen Haushaltes, die bei der wachsenden Kinderzahl immer größer wurde, lastete auf ihr. Da es damals noch keine Bezirksspitäler und Krankenhäuser gab, hatte ihr Gatte nach dem Beispiel andrer Aerzte auf dem Lande begonnen, Kranke aller Art in sein Haus aufzunehmen und daselbst zu verpflegen. Oft genug waren es daher nicht bloß leiblich Kranke, sondern selbst Geisteskranke und Gemütskranke, die Meta zu besorgen, bei denen sie oft zu wachen hatte. Ebenso mußte sie bei den Operationen ihres Mannes, Amputationen u. s. w. dabei sein und hilfreiche Hand leisten. Viel mag da ihr mitfühlendes Herz oft gelitten haben. Aber sie konnte doch dabei ihren Kranken manches Trostwort zusprechen. Sie dachte hoch von ihrem neuen Berufe, ob er ihr auch große Beschwerden brachte, so z. B. wenn sie jene am Brustkrebs erkrankte Katholikin mit aller Hingebung und Ueberwindung getreulich bis zu deren Tod verpflegte. Aber eben darum hatten auch die Kranken großes Vertrauen zu der „Frau Dokter" und legten oft eine rührende Anhänglichkeit an sie an den Tag.

Und wenn dann nach heißer Tagesarbeit die stillern Stunden der Nacht kamen, dann brach aus den verborgnen Tiefen ihres Herzens der wundersame Quell des Liedes. Da vergaß sie alles Leides, und in den ergreifendsten Tönen strömte sie ihre Seele aus; ohne einen Gedanken daran, daß ihre Lieder einst gedruckt werden und andern zur Labung dienen könnten. Da erfüllte es sich an ihr, wonach sie im Laufe des Tages sich gesehnt hatte:

> Schweigt des Tages Wogen, schweigt!
> Rede Du von oben,
> Wo Dein Kind vor Dir sich beugt,
> Selig doch gehoben,
> Wo es spät auf leiser Flucht
> Vor der Welt Dein Antlitz sucht.

In dieser Zeit ihrer Ehe erwuchsen ihre reifsten und tiefsten Dichtungen. Zwar hatte sie schon in ihrer Jugend schwere innere und äußere Erfahrungen gemacht, und das hatte ihren Liedern aus jener Zeit ihren besondern Stempel aufgedrückt. Sagt doch Meta selbst in jenem bereits erwähnten Gedicht beim Rückblick auf diese Zeit:

> Es war mein Leben aufgeschlossen
> Der Menschheit tieferm Weh und Ach.
> Ihm ist manch frühes Lied entsprossen,
> Das wie ein Bergquell Bahn sich brach.
> Und in des heilgen Kreuzes Nähe —
> Wo für die Brüder der erbleicht,
> Der Heil uns schuf mit bitterm Wehe —
> Ward meine Harfe mir gereicht.

Diese „Kreuzesnähe" aber machte sich ihr ganzes Leben hindurch bemerkbar; stets jedoch suchte und fand sie im eignen Kreuz für sich und Andre Trost — unter dem Kreuz.

Daneben fehlte es aber im Leben der „Frau Dokter" auch nicht an lieblichen Stunden und reinen Freuden. Besondern Genuß brachten ihr die immer zahlreicher werdenden Besuche von christlichen Freunden und Bekannten. Einer von ihnen, ein ehemaliger nun auch heimgegangner Nachbarpfarrer, der im Todesjahr der Verstorbnen im Daheim eine Lebensskizze der „Verborgenen" veröffentlichte (Jahrgang 1876), schreibt hierüber:

> Viele Gäste und Freunde zogen im Doktorhaus ein, die alle von der trefflichen Frau viel Anregung und Erquickung erhielten. Es war etwas in ihrem Wesen, das jedermann fesseln mußte. Alles, was sie sprach, war Geist und Leben, und damit war vereinigt die liebenswürdigste Bescheidenheit. Bei all ihrer reichen Begabung ist sie immer ein einfaches Hausmütterchen geblieben, das sich im Kreise der Kinder und Enkel am wohlsten fühlte.

4. Mutterlust und Mutterleid

Und mit dieser letzten Bemerkung werden wir von selbst auf das geführt, was sie als ihres Lebens köstlichsten Inhalt jederzeit angesehen hat: den unversieglichen Born der Mutterliebe, der auch in ihren anmutigsten und innigsten Liedern sich Bahn brach. Auf ihre Ehe lassen sich die Worte anwenden, die einst Anna Schlatter ihrer Tochter schrieb:

Eine Gattin und Mutter, die im Glauben steht, aus Glauben andelt und leidet, macht aus Kleinem Großes, aus der Wohnung und inderstube einen Tempel, aus ihrem Herzen einen Altar, aus ihrem Willen ein Opfer Gottes und aus all ihrem Thun und Lassen einen ottesdienst.

Von den sieben Kindern, die dem Ehepaar Heußer-Schweizer eboren wurden, blieben ihnen sechs am Leben. Die auch in eutschland am meisten bekannte von ihren Kindern ist die ugendschriftstellerin Johanna Spyri, die mit treuer Hand der Mutter Erbe, wenn auch in andrer Weise, weiter verwaltet. ingeweihtere haben keine Mühe, in den so geschätzten Erzählungen dieser hochbegabten Schriftstellerin „für Kinder und olche, die Kinder lieb haben," die Züge der Mutter wieder zu kennen, in ihrer Freude am Naturleben und ihrer feinen Erfassung auch der verborgnen Regungen des Menschenherzens, ihrer keuschen, innigen und doch so unaufdringlichen römmigkeit und unberührten Reinheit. Aber auch die übrigen inder umfaßte die Mutter mit hingebender Liebe. Mit unaussprechlichem Entzücken nahm Meta gleich die erste „Gottesabe," ihren Theodor, in Empfang:

Dreimal ging die Sonne unter,
Seit mein Auge dich erblickt;
Seit nach langen Jammernächten
Mich dein Morgengruß entzückt!
Sohn der Schmerzen, Erstgeborner,
Anvertrautes Himmelsgut:
Welche Liebe, neu und mächtig,
Schwellt mein Herz mit reger Glut.

„Ich hätte in einem fort weinen mögen — so schrieb sie noch in paar Jahre später einer Freundin — und ich begriff nun, warum die Liebe sich die Mutterliebe zum Bilde nahm, die en Liebenden in Tod und Grab riß." Für die Kleinen dichtete ie dann auch in der Folge jene lieblichen Naturbilder, jene indlichen Gespräche, Lieder und Rätsel, die sich in ihren Sammlungen finden; die Lieder der Mutter begleiteten die ersten Schritte der Kinder, wie den Gang zur Konfirmation, den Gang ur Schule, zum Traualtar. „Zwischen den Bettchen der Kinder" ichtete sie nach heißer Tagesarbeit, zum mitternächtlichen Himmel mporsehend jene ergreifenden Zeilen, das Hohelied fürbittender nd fürsorgender Mutterliebe:

Dunkel ists; des Lebens laute Töne
Sind verstummt in tiefer Mitternacht.
Sterne wandeln dort in lichter Schöne;
Alles schlummert — nur die Liebe wacht.

Mutterliebe hier in dunkler Tiefe,
Mutterliebe dort im Himmelslicht;
Ruhe, Herz! Wenn deine Liebe schliefe,
Jene Liebe schläft noch schlummert nicht.

Birg sie, Herr, in Deinen treuen Armen,
Heile Du der Sünder frühen Schmerz,
Leite ihren Gang durch Dein Erbarmen!
Weißt ja um das arme Menschenherz.

Schlummert denn in eures Hirten Namen,
Kindlein, der sein Reich euch zugesagt.
Sein Verheißen bleibet Ja und Amen.
Nächte fliehn! — Der ewge Aufgang tagt!

Aber was Meta in jenem bereits erwähnten Brief ausgesprochen: „So gewiß die Mutterfreude die schönste aller irdischen Freuden ist, so gewiß bringt sie auch die tiefsten Leiden" — auch sie mußte es erfahren. Ein zärtlich geliebtes Söhnchen, Wilhelm, wurde ihr früh entrissen. Tieferschüttert schrieb sie einer Freundin: „Siehe, es ist einer der schrecklichsten Schmerzen auf der schmerzensreichen Erde, ein Kindlein sterben zu sehen." Und dem entrissenen Liebling rief sie jene Worte nach, die uns Mutterliebe und Mutterschmerz in wundersamer Vereinigung zeigen:

Gute Nacht!
Herzenskindlein, gute Nacht!
Wolltest nur, mein süßes Leben,
Leis an mir vorüberschweben,
Wie an öder kalter Gruft
Einer Frühlingsblume Duft!

Gute Nacht!
Friedensengel, gute Nacht!
Grüße in der Heimat drüben
Unsre Toten, unsre Lieben!
Und vor Gottes Angesicht,
Ach vergiß, vergiß mich nicht.

5. Erholungszeit und Heimgang

Anna Schlatter schrieb einst ihrer Tochter:

Gott verleiht unserm Geschlecht als Jungfrau eine Sammlungs- und als Matrone eine Erholungszeit; in der Zwischenzeit sollen wir mit Geist und Körper nicht uns, sondern den Unsrigen leben.

Im Jahre 1859 starb Meta Heußers Gatte; ihre Erholungszeit war angebrochen. Zwar rückten teilweise die Enkel an die Stelle der Kinder für ihr mütterliches Sorgen; die Hauptlast aber war von ihren Schultern genommen. Mit zwei unverheirateten Töchtern, namentlich aber in treu verbundner Liebe mit ihrer ältesten Schwester verlebte sie ihre Witwenjahre mit regem Interesse für alles, was um sie her vorging. Diese Schwester, Tante Regeli, die wenig mehr als ein Jahr vor Meta heimging, ist allen Besuchern des Doktorhauses unvergeßlich. Meta selbst hat ihr in den Worten, die sie einer andern, in ähnlicher Stellung lebenden treuen Seele widmete, ein Denkmal gesetzt, wenn sie sie schilderte:

Sie war dazu berufen, ihrer Schwester und deren Kindern das zu werden, was einem Hause eine Tante nur sein kann, die überall helfend mit leiser Hand eingreift, unsichtbar und unhörbar jede Lücke ausfüllt, die Mutter stützt, die Kinder behütet und über alles einen duftigen Schleier zu breiten weiß, sodaß niemand ahnt, wer der unsichtbare Schutzgeist des Hauses ist.

Nach Tante Regelis Tode fühlte Meta sich selbst „wie mit allen Fasern vom Erdboden losgerissen." Sie schrieb in jener Zeit:

Ich merke immer mehr so was vom Einpuppen der Raupe, die nach außen mehr und mehr eine Kruste bekommt, bin aber froh und dankbar für die Gnade, daß doch im Innersten das Loblied für die ewige Erlösung noch forttönt und auch die Liebe nimmer aufhört.

„Die Liebe hört nimmer auf," das waren auch die letzten Worte, die von ihr noch vernommen werden konnten, als sie kurz darauf auf ihrem Sterbebette lag; sie stehen auch auf ihrem Grabe in Hirzel. Sie starb am 2. Januar 1876. An ihrem Grab wurde ein Lied von ihr gesungen, das seither auch Aufnahme in dem trefflichen Gesangbuch für die reformirte Kirche der deutschen Schweiz gefunden hat: „O Jesu Christ, mein Leben." Auf ihren Tod aber ließen sich die Worte anwenden, die sie selbst einst einer „verborgnen Perle" über das Grab nachgerufen:

Teuer ist der Tod der Deinen,
Herr, vor Deinem Angesicht.
Nur wir Erdenpilger weinen,
Wenn ein Herz im Sterben bricht,
Das mit Dir in Gott verborgen
Und geheiligt durch Dein Blut
Nach der Wallfahrt Müh und Sorgen
Ewig Dir im Schoße ruht.

6. Die Dichterin

Meta Heußer war keine Berufsdichterin; aber doch zum Dichten berufen wie kaum eine Zweite. Was Luise Hensel von sich bezeugte, hätte sie auch auf sich anwenden können:

Ich habe nie Lieder gemacht, sie wachsen mir so aus dem Herzen, es kommt von selbst und ist eigentlich nur für mich.

Ihre Dichtungen scheinen nicht sehr zahlreich; viele sind aber nie veröffentlicht worden, sondern ruhen als Saatkörner der Ewigkeit in verborgnen Furchen, nachdem sie ihr Trösteramt an bekümmerten Seelen ausgerichtet haben. Ihre Grundrichtung ist in den beiden erschienenen Bändchen übereinstimmend in folgenden Ueberschriften der einzelnen Abteilungen am besten ausgedrückt: Naturanschauungen, Inneres Leben, Mutterworte, Gelegenheitsgedichte. In den Naturanschauungen zeigt sich ein dem Erhabnen wie dem Lieblichen gleichmäßig erschlossener Sinn, dem die Schöpfung eine fortgesetzte Offenbarung Gottes ist, von der sie bezeugt:

Des Vaters liebe Stimme höret
Des Kindes Herz in Wald und Flur.

„Im Bilde spricht Natur, die Kirch im Worte,“ sagt sie anderswo; und so wird ihr die Natur zu einer zweiten Kirche, in der sich die Mysterien eines ewigen Gottesdienstes wiederholen:

Es tragen Aehr und Rebe Leib und Blut,
Der Quellen Rieseln und des Stroms Gebrause,
Sie sind der Glockenton im Gotteshause.
Des Sees Schale beut der Taufe Flut,
Und nie wird Deine Predigt in ihr stumm:
Es geht ein heilges Wort von Mund zu Munde,
Von Gottes wunderbarem Friedensbunde,
Von der Erlösung Evangelium.

So schmilzt ihrem gläubigen Gemüte „Gott in der Natur“ und „Gott in Christo“ in eins zusammen, und sie hätte es nie begriffen, wie man beides auseinanderreißen könne.

Vertrautere Klänge noch bieten die „Mutterworte“ und „Inneres Leben.“ Eine innige Frömmigkeit und zugleich ein kräftiges Erfassen der Probleme des Lebens zeigen sich in ihnen vereint; dabei ist sie von jeder Sentimentalität so frei wie von jedem schwächlichen Pessimismus oder oberflächlichen Optimismus. Selbst der „heilige Humor,“ bei dem „das eine Auge lächelt und das andre weint,“ kommt bei ihr zu seinem Recht, wie folgende Probe beweist:

Was auf Herz sich reimt

Wohl jeder Dichter reimt auf Herz;
Der eine freudig lächelnd: Scherz,
Der andre leiser seufzend: Schmerz.
Was aber reimst du dir, mein Herz?
Ich war ein Kind und reimte: Scherz.
Da aber lehrte mich der Schmerz
Den besten Schlußreim: Himmelwärts.

Mit den Augen der Dichterin und Christin sah sie:

Ueber den Wolken das himmlische Blau;
Ueber den Gräbern die grünende Au;
Ueber der brechenden Herzen Schmerz
Ein erbarmendes ewiges Herz.

Und nun, welche Bedeutung kommt Meta Heußer-Schweizer als Dichterin zu? In seinem Werke „Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart“ bemerkt Leimbach über die Dichterin:

Unfraglich haben wir eine der bedeutendsten evangelischen Dichterinnen der Neuzeit in Meta Heußer anzuerkennen.

Und Otto Kraus in seinen „Geistlichen Liedern im neunzehnten Jahrhundert“ erklärt geradezu:

Meta Heußer ist unzweifelhaft die bedeutendste der geistlichen Dichterinnen, die in unsern Tagen der evangelischen Kirche angehören. Ihre herrlichen Lieder, frei von allem Gesuchten und Gemachten, sind der unmittelbarste Erguß ihres Herzens.

Wir können uns dem Letztern in seinem Urteil nur anschließen. Wie hoch Albert Knapp über Metas Dichtungen dachte, haben wir bereits aus seiner freilich etwas schwülstigen Bevorwortung derselben vernommen. Er, der sich wiederholt zu der Bemerkung veranlaßt sah, „daß gewisse Frauenseelen dem Reiche Gottes besondern Abbruch zu thun fürchten, wenn sie ihre Gedichte nicht drucken lassen,“ und der darum in seinem Urteil gelegentlich sehr scharf sein konnte, hat um die Herausgabe der Lieder der Verborgnen mehr als dreißig Jahre lang eigentlich geworben und sie nur mit Mühe erlangt. Seinem Urteil gegenüber, so gerechtfertigt es ist, ist es nun aber von Interesse, zu vernehmen, wie Meta selbst über diese Angelegenheit dachte. Sie schrieb kurz nach der Veröffentlichung einer Freundin:

Meine Liebe! Wenn dir meine Lieder zu Gesichte kommen sollten, so wirst du mir glauben, daß das Vorwort Knapps mich recht verletzt hat. So war es nicht gemeint, als ich nach vieljähriger Weigerung ihm die Sammlung und Herausgabe der zerstreuten Blätter überließ. Dir mag und darf ich das arme Büchlein nicht senden; du hättest nichts davon. Ach, einmal werden wir doch zusammen dem Herrn ein neues Lied singen.

Noch besser drückt sie, was sie mit ihren Liedern gewollt und erstrebt hat, in den Schlußversen jenes bereits mehrfach erwähnten, bisher noch ungedruckten Gedichtes aus, die wir hier, um ihrer innern und äußern Schönheit willen, noch mitteilen:

Wie kunstlos sein verborgnes Leben
Das Vöglein singt — im dunkeln Hain;
So sang ich, was der Herr gegeben,
Ach, nicht wie Er es schuf, so rein.
Kein Dichterkranz ist mir gewähret;
Doch wenn mein Lied in einer Brust
Den Namen Jesu mild verkläret,
So schwillt mein Herz in selger Lust

Und weiß, es ist nur seine Gabe,
Wie jedes Korn der Ewigkeit.
Ihm sei denn, was ich bin und habe,
Ihm sei mein schwaches Wort geweiht.
Doch was ich leise nur gesungen
Von unsers Glaubens selgem Hort:
Verkündet Ihrs mit Feuerzungen
In der Gemeinde fort und fort!

Und damit scheiden wir von der „Verborgenen.“ Wen
diese Zeilen dazu beigetragen haben, sie einer weitern „christ
lichen Welt“ bekannt und lieb zu machen, so ist ihr Zweck er
füllt. Goethe hat, nach Kraus, einmal zu seiner Demütigung
die Bemerkung gemacht, daß keines seiner Lieder für ein Ge
sangbuch zu brauchen sei. Das mag uns zeigen, daß es etwa
giebt, das auch den größten Dichterruhm auf Erden überstrahl
und allen prunkenden Erdenflitter entbehrlich macht. Diese
Etwas besaß die „still und bescheiden in einem Erdenwinke
wohnende »Verborgene«,“ die die blaue Blume nicht weg
geworfen hat, sondern demütig an ihrem Busen barg. Darum
werden auch ihre Lieder unvergänglich sein wie der, dem si
gegolten.
Paul Sutermeister

Johannes Brahms

† 3. April

Es ziemt sich wohl für diese Blätter, einen Kranz au
das Grab des großen Toten zu legen, bei dessen Verlust viel
der Besten in unserm Volke jene tiefe Wehmut empfinden, di
er selbst einst so ergreifend ausgesprochen hat, da er die Wort
komponirte:

Auch das Schöne muß sterben.

Wenn man nicht mit dem Begriffe der christlichen Kuns
die denn doch, Gott sei Dank, ein Teil der christlichen Wel
ist, den Gedanken des Altmodischen und Langweiligen verbinde
so muß auch dieser überschwenglich reiche musikalische Geniu
als der Schöpfer des „deutschen Requiems“ ein christliche
Künstler heißen. Denn das tiefste Empfinden der Menschen
seele, die aus der Welt des Todes zu der Hoffnung eine
ewigen Vollendung flüchtet und sich in dieser Hoffnung befestig
durch die Kraft des Gottesworts, sodaß sie nun die Tote
selig preisen und bei allem natürlichen, echt menschliche
Schaudern vor der Vergänglichkeit doch im Besitze einer un
aussprechlichen Hoffnung preisen kann: „wie lieblich sind dein
Wohnungen, Herr Zebaoth!“, die verzehrende Sehnsucht un
wehmutsvolle Klage und der alle Bitterkeit der Seele lösend
Trost — „wie einen seine Mutter tröstet“ — die Gewißhe
des christlichen Gemüts, daß auf eine kleine Zeit der Traurigke
eine volle große Freude folgen muß: alle diese tiefste
Heiligtümer des christlichen Innenlebens haben in dem deutsche
Requiem einen Ausdruck gefunden, der bei der unerschöpfliche
Fülle musikalischen Formenreichtums doch niemals den heilige
Ernst religiöser Kunst vermissen läßt. Und so lange es i
Deutschland Menschen giebt, die für das Leid des Leben
Trost suchen in den „Worten der heiligen Schrift,“ werde
die musikalischen unter ihnen dieses Werk als einen kostbare
Schatz und ein Heiligtum ihres Herzens verehren.

Es ist aber wunderbar und von tiefer Bedeutung, da
Brahms' letztes Werk, während der tötlichen Krankheit g
schaffen, noch einmal mit Worten der Bibel von den G
heimnissen des Todes und der Ewigkeit spricht. Von de
„vier ernsten Gesängen“ für eine Baßstimme (Op. 121) hab
die drei ersten alttestamentliche Texte (Prediger 3, Prediger
Jesus Sirach 41), die in tief ergreifenden Tönen die Eit
keit und Vergänglichkeit des Erdenlebens beklagen und zugle

e drei dem Alten Testament zugänglichen Motive des Trostes rstellen: der Tod als Befreier vom Leide des Lebens, s Erlöser auch von dem quälenden Anblick des in der Welt rrschenden Unrechts und die Beruhigung des Gemüts in der rbeit des Tages. Gewiß hat dieser große Künstler hier von inem eigensten Erleben mitgeteilt. Denn auch er ist „fröhlich" ewesen „in seiner Arbeit" und hat keine Ruhe gekannt in em unablässigen Bemühen, in reinster und kraftvollster Vollndung der Kunstform immer neue, begeisternde und erhebende usikalische Gedanken auszusprechen. Er ist in dieser Arbeit lbst fröhlich gewesen, nicht in dem Beifall, den sie ihm rachte. Denn lange Jahre hat er gegen stumpfe Unempfänglichkeit ankämpfen müssen, ohne je an sich selbst irre zu werden der sich von dem reinen Streben nach dem künstlerischen Ideale auf die Wege ableiten zu lassen, auf denen man die Gunst des sogenannten Publikums gewinnt. Spät erst hat ein Genius gesiegt und die Herzen aller derer erobert, die n dem musikalischen Genusse nicht einen blöden Zeitvertreib oder ein Reizmittel für erschlaffte Nerven suchen, sondern den reinen formvollendeten Ausdruck eines keiner andern Kunst zugänglichen, in keiner andern Weise auszusprechenden seelischen Erlebens. Der Beifall der Masse ist ihm nie geworden, weil seine Kunst, wie alle hohe Kunst, eine Vertiefung und Sammlung des Geistes und ein Eingehen in den Stil des Meisters fordert, wie es auch die Masse derer, die sich musikalisch nennen und so genannt werden, in der Regel weder leisten kann noch leisten mag. In pietätvollem Anschluß an die bewährten klassischen Kunstformen, Beethovens Erbe und Nachfolger, ist er dennoch völlig neue Bahnen gegangen. Auch Beethovens späte Werke, die uns durch fortgesetzte Vertiefung in den Stil seiner letzten Jahre allmählich vertraut und aufgeschlossen geworden sind, erschienen den Zeitgenossen rätselhaft. Man kann mit Sicherheit prophezeien, daß auch bei Brahms die Vollendung seiner Wirkung auf die musikalische Menschheit noch aussteht und die Wirkung, die der lebende Künstler ausgeübt hat, weit übertreffen wird.

Da die furchtbare Krankheit dem fröhlichen Arbeiten ein nahes Ziel setzte, hat ihm die Aussicht auf das Ende die rührenden Töne eingegeben, in denen er die Worte sang: „O Tod, wie wohl thust du!" Aber der Schlußgesang, mit dem des Künstlers Vermächtnis schließt, nimmt noch einen höhern Flug. Da geht er über die Motive und Stimmungen des Alten Testaments hinaus und gestaltet den Anfang und den Schluß des dreizehnten Kapitels aus dem ersten Korintherbriefe zu einem heiligen Hymnus, der in wunderbar trostvollen und Seligkeit atmenden Akkorden ausklingt. Es giebt musikalische Formen, die sich einem bedeutenden geistigen Gehalte so vollkommen anpassen, daß Wort und Ton dem, der sie einmal in sich aufgenommen hat, eins werden und gar nicht mehr getrennt gedacht werden können. Solcher Art sind die musikalischen Gestaltungen der Worte Christi in der Matthäuspassion. Wem die wunderbaren, geheimnisvoll beglückenden Töne zu den Worten „wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort" einmal in das Innerste des Herzens gedrungen sind, wo musikalische und religiöse Empfindung eins sind, dem wird auch das erhabne Wort des Apostels zeitlebens in dem lichten Gewande entgegentreten, das Brahms ihm gegeben hat. Wenn wir aber das Gedächtnis des Entschlafenen feiern mit dem unauslöschlichen Danke für eine Fülle der alleredelsten Gaben, so ist es eine schöne, trostreiche Fügung, daß dieses reiche, von Gott gesegnete Lebenswerk des großen Künstlers ausklingen durfte in dem seligen Preisen der christlichen Liebe und Hoffnung.

Friedrich Curtius

Kritische Bemerkungen zu biblischen Bildern

Es ist eine bekannte Thatsache, daß man in der Zeit des ersten Christentums dem ausgebildeten Bilderkult des Heidentums gegenüber eine leicht begreifliche Scheu trug, das Heilige im Bilde darzustellen. Bald jedoch, nachdem erst einmal dieses anfängliche Zagen überwunden war, entwickelte sich schnell eine spezifisch

christliche Kunst. Man beschränkte sich zunächst auf wenige symbolische Zeichen, ging aber dann zur Darstellung der Hauptgestalten und Hauptbegebenheiten der heiligen Geschichte über. Die gesamte Kunst des Mittelalters stellte sich hernach fast ausschließlich in den Dienst des Christentums. So berechtigt nun auch die Scheu der ersten Christen vor einer Verkörperung des Geistlichen in künstlerischen Formen war, so wenig werden wir heute etwas dem Wesen der christlichen Religion Widersprechendes, das Göttliche Profanirendes in der christlichen Kunst erblicken, solange sie wirklich christlichen Charakter bewahrt. Bilderbibeln werden wohl in jedem christlichen Hause als ein rechter Hausschatz angesehen und wert gehalten. Ein solches Werk ist gewissermaßen ein Kommentar der heiligen Schrift im Bild. Dabei muß freilich immer gefordert werden, daß Geistliches auch mit geistlichem Sinn aufgefaßt und dargestellt wird, wogegen gerade von modernen Künstlern viel gesündigt wird. Und auch dies ist ein berechtigtes Verlangen an den Künstler, daß er sich, wo er biblische Szenen im Bilde wiedergiebt, bei der bildlichen Darstellung auch im Kleinsten nicht mit der historischen Darstellung, wie sie in der Schrift vorliegt, in Widerspruch setze. Was man von dem Zeichner oder Maler fordert, der uns zum Werke eines Klassikers Bilder schafft, das wird man doch wohl noch mehr von dem Zeichner oder Maler fordern müssen, der sich die Stoffe zu seinen Bildern aus der Bibel holt. Wie der Erklärer einer biblischen Geschichte sich diese selber vorerst gründlich besehen muß, so nicht minder der Maler.

Es kann nun freilich auch hier bei dem Bestreben, genau zu sein, des Guten zu viel gethan werden. Gerade die Kunst soll sich davor hüten, im Einzelnen, Zufälligen und Kleinlichen unterzugehen. Mehr als auf Genauigkeit des Details kommt es auf frische, unmittelbare Auffassung an. In vielen biblischen Bildern treten einem jedoch Abweichungen von der historischen Wirklichkeit entgegen, die sicher nicht auf besondre künstlerische Absichten zurückzuführen sind, sondern vielmehr aus mangelhafter Kenntnis der biblischen Stoffe und aus einer nur oberflächlichen Betrachtung derselben erklärt werden müssen. Mir hat sich dieser Gedanke zuerst nahe gelegt bei der Betrachtung eines Bildes, das einen alten Opferaltar darstellte, quadratisch aus Steinen errichtet, die alle von ebenmäßiger Größe und glatt behauen waren. Man schlage nur irgend eine der illustrirten Biblischen Geschichten auf, man wird überall, wo Steinaltäre abgebildet sind, wie etwa bei Isaaks Opferung, sie so regelmäßig wie mit Richtscheit und Meßschnur aufgebaut finden. Hier liegt doch auf der Hand, daß nicht besondre künstlerische Absichten im Spiele sind. Denn es ist doch sehr die Frage, was malerischer ist, ein solcher Kunstbau oder ein aus rohen Feldsteinen aufgeschichteter Altar. Der Zeichner wird sich wohl kaum die Bücher Mosis daraufhin besehen haben, ob sie nicht vielleicht irgendwelche Vorschriften über die Gestalt dieser einfachsten Kultstätten enthalten. Bestimmt Jahwe doch ausdrücklich 2. Mos. 20, 25: „Wenn du mir aber einen Altar aus Steinen errichtest, so darfst du ihn nicht aus behauenen Steinen aufbauen; denn wenn du sie mit eisernen Werkzeugen bearbeitest, entweihst du sie."

Man kann von dieser Mißachtung des historisch Richtigen sagen: was kommt darauf an? Aber zuweilen wirkt sie doch recht irreführend.

Was ist von jeher häufiger gemalt worden als die Geburt Jesu in Bethlehem? Als Geburtsstätte ist da überall ein Stall zu blicken. Das Bild ist uns so traut geworden, das fast niemand mehr daran denkt, daß der evangelische Bericht von einem Stalle gar nichts sagt. Nur aus der Erwähnung der Krippe, in die Maria das Kind legt, hat der Maler auf einen Stall geschlossen und als Zeugen der Geburt Ochs und Esel neben die Krippe gezeichnet, wozu sich schon bei einem Ausleger der Reformationszeit (Lambertus) die Bemerkung findet: „was vom Oechselein und Eselin gesungen wird, ist ohne Grund, vielleicht aus üblem Verstand des Spruchs Jes. 1, 3." Statt eines Stalles nennt die Ueberlieferung des zweiten Jahrhunderts in dem Gespräch des Märtyrers Justin mit dem Juden Trypho und das Protevangelium des Jakobus als Geburtsort eine Höhle nahe dem Dorfe; auch Epiphanius denkt noch an eine

Grotte, und ebenso Origenes. Von einem Stalle weiß man in dieser Zeit noch nichts. Nun mag man dem entgegenhalten, daß von jeher auf den bildlichen Darstellungen als Geburtsstätte ein Stall erscheint, wie das ein erhaltenes Sarkophagbild aus sehr früher Zeit, das in der letzten Dezembernummer des Christlichen Kunstblatts reproduzirt war, zeigt, und daß diese Bilder doch auch eine Ueberlieferung repräsentiren. Dann aber steht Tradition gegen Tradition, und wo das der Fall ist, verdient die ältere den Vorzug; die aber giebt eine Höhle an statt des Stalls. Nun können wir ja auch diese ältere Ueberlieferung heute nicht mehr auf ihre Richtigkeit prüfen. Am nächsten legt sich die Annahme, daß der Geburtsort weder ein Stall noch eine Höhle war, sondern, wie es der Text bei Lukas an die Hand gibt, eine Herberge nach Art der morgenländischen Absteigequartiere. Diese sogenannten Chans oder Karawanserais bestehen gewöhnlich aus vier Mauern, die, leicht überdeckt, den Reisenden mit ihren Tieren zum Uebernachten dienen. In einer solchen gelegentlich der Schätzung überfüllten Herberge wurde das Kind geboren, und da die Eltern sonst keinen Raum in der Herberge hatten, das Kind zu betten, mußte eine zur Fütterung der Tiere dastehende Krippe ihm als Wiege dienen.

Aber gesetzt auch, ein Stall wäre der Geburtsort gewesen, so ist doch auf keinen Fall dieser Stall noch als Aufenthaltsort der heiligen Familie anzunehmen zu der Zeit, wo die Weisen aus dem Morgenlande kamen, dem Neugebornen zu huldigen. Auf den Bildern dieses Besuchs ist fast durchweg — beispielsweise sei hier nur an Dürers jetzt in den Uffizien zu Florenz befindliches herrliches Gemälde der „Anbetung der Könige" erinnert — die Staffage ganz dieselbe wie auf den Darstellungen der Geburt. Sie zeigen den Stall mit Ochs und Esel, die Eltern und das Kindlein in der Krippe oder auf dem Schoß der Mutter und nur anstatt der frommen Hirten drei Männer in fremder Tracht. Nach Matthäus (2, 11) fanden die Weisen Mutter und Kind in einem Hause, wie denn auch nichts näher liegt als die Annahme, daß die heilige Familie den vorübergehenden Aufenthaltsort mit einem wirtlicheren vertauschte, sobald der Menschenstrom, den die Schätzung veranlaßt hatte, sich wieder einigermaßen verlaufen hatte. Wie sehr diese Bilder die Vorstellung beeinflussen, mag man daraus erkennen, daß vielfach selbst schriftkundige Prediger und Ausleger, die direkt widersprechende Angabe des evangelischen Berichts übersehend, von einem Jesuskinde in der Krippe und im Stalle reden, vor dem die Weisen knieen.

Den bildlichen Darstellungen dürfte zum großen Teil wohl auch die Schuld daran beizumessen sein, daß man sich so allgemein gewöhnt hat, von drei Weisen zu sprechen und Könige in ihnen erblickt. Nach Chrysostomus wären es der Pilger zwölf gewesen, Hospinianus weiß von vierzehn, Epiphanius berichtet von fünfzehn. Der evangelische Bericht nennt eine Zahl überhaupt nicht. Die Maler haben sich hier von Anfang und bis auf diesen Tag an die katholische Legende gehalten, die sich erst Jahrhunderte nach Christus bildete. Schon ein Sarkophag aus dem vierten Jahrhundert, der in S. Ambrogio zu Mailand unter der Kanzel steht und wahrscheinlich aus den Katakomben dahin gebracht worden ist, zeigt eine Darstellung der drei Könige. Die Legende weiß bekanntlich von drei Königen zu erzählen, die aus verschiednen Reichen aus Afrika, Europa, Asien zu gleicher Zeit aufgebrochen und durch Gottes Fügung unterwegs zusammengetroffen seien, und kennt sogar ihre Namen, Caspar, Melchior, Balthasar (vgl. das C+M+B+ über den Thüren in katholischen Häusern), sowie ihren Begräbnisort, als welcher zuerst Konstantinopel, dann Mailand, zuletzt Köln genannt wird. Daß es gerade drei waren, hat die Legende offenbar aus der Dreizahl der Gaben geschlossen, mit denen sie dem Jesuskinde huldigen. Sie aus Magiern in Könige zu verwandeln, mag die Kostbarkeit ihrer Geschenke mitbestimmend gewesen sein, und wahrscheinlich ist, daß man darauf kam aus falschem Verstand einer Jesajanischen Weissagung, die von Heidenkönigen spricht, die nach Jerusalem kommen würden, am Heile Zions teilzunehmen (Jes. 60, 3. 6). Jedenfalls waren die Pilger, nach ihren Geschenken zu schließen, reiche Leute, die vermutlich auch nicht ohne Gefolge die weite und beschwerliche Reise machten.

Gar mancher Bibelleser hat schon Anstoß an dem Bethlehemitischen Kindermord genommen, von dem Matthäus berichtet, und ist, wenn er an das Hinschlachten der unschuldigen Kindlein dachte, versucht gewesen, an einer liebenden Vorsehung Gottes zu zweifeln. Es ist hier nicht der Ort, solchen Anstoß zu heben. Aber zum Teil wenigstens wird dieser Anstoß in den bildlichen Darstellungen seinen Grund haben. Durch die christliche Kunst steht die grause Blutthat des auf seine königliche Macht eifersüchtigen Herodes noch viel schrecklicher vor uns, als sie in Wirklichkeit gewesen sein kann:

Die Schergen — so kann man wohl in erbaulichen Betrachtungen lesen — kamen im Geheimen und begannen listig des Städtchens Ueberrumpelung. Siehe, wie nun die Söldlinge in die Häuser dringen; siehe, wie sie die Knäblein auf ihren Lagern erwürgen, oder den fliehenden Müttern nacheilen, um ihnen die Kinder von der Brust zu reißen und dem Tode zu überliefern! Schau die Mütter sprachlos und erstarrt, bis der unnennbare Schmerz sich in Heulen oder in einem Thränenstrom Bahn gebrochen hat! Eine oder zwei Stunden, und das Schwert hat seine Schuldigkeit gethan, die Knäblein sind tot, die Wüteriche ziehen von dannen.

Solcher Art sind gewöhnlich auch die bildlichen Wiedergaben der Begebenheit. Wie sehr hier Uebertreibung waltet, ergiebt die einfache Erwägung, daß Bethlehem nur ein kleiner Ort war, die Zahl der zweijährigen Kinder also sehr groß nicht sein konnte, und weiter die Erinnerung daran, daß doch auch nicht an ein Erwürgen aller dieser Kinder ohne Unterschied des Geschlechts, sondern nur an ein Töten der Knäblein zu denken ist.

Zu den mit besondrer Vorliebe behandelten Erzählungen gehört auch die von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel zu Jerusalem. Die christliche Kunst stellt hier Jesum lehrend und predigend dar und verleitet dadurch zu einer irrtümlichen Auffassung der evangelischen Erzählung, nach der Jesus vielmehr zu Füßen lehrender Rabbis saß, als Schüler zuhörend und sie fragend, fragend, nicht um sie zu examiniren, sondern um von ihnen sich Aufschluß über Unverstandnes zu erbitten, wie etwa in unsern Kindergottesdiensten auch Kinder einmal an ihre Lehrer oder Lehrerinnen eine Frage richten. Die Verwunderung der Lehrer erklärt sich nicht aus Jesu der ihrigen überlegnen Weisheit, sondern nur aus einer immerhin ungewöhnlichen geistigen Reife, die ihnen an dem Knaben auffiel. Auch bei der Darstellung dieser Szene zeigt sich die Kunst mehr von der Legende als vom Lukas-Evangelium beeinflußt. So wie der Zwölfjährige auf den Bildern nach alter Tradition dargestellt wird, erscheint er wohl in den apokryphischen Evangelien, die im Gegensatz zu unsern kanonischen sehr viel über die Kindheit Jesu zu erzählen wissen. Da wird uns berichtet:

Einer von den Obersten der Lehrer fragte ihn: Hast du die Schrift gelesen? Jesus antwortete: Nicht bloß die Schrift, sondern auch was in ihr enthalten ist. Und er erklärte ihnen die Schrift und das Gesetz und die Gebote und die Satzungen und die Geheimnisse, die in den Büchern der Propheten enthalten sind, Sachen, die der Verstand keiner Kreatur faßte. Es sprach daher jener Lehrer: Bis hierher habe ich solche Kenntnis weder gesehen noch gehört: wer glaubst du, daß dieser Knabe ist? — Daselbst war auch ein Philosoph, der in der Sternkunde erfahren war, der fragte Jesum, ob er Sternkunde getrieben habe. Jesus aber antwortete ihm und erklärte ihm die Zahl der Sphären und Himmelskörper und ihre Natur und Verrichtungen, die Gegenstellung, die Gedritt-, Geviert- und Gesechstaspekten, das Vorrücken und Rückwärtsgehen, endlich die Berechnung und die Vorherbestimmung und Andres, was keines Menschen Vernunft jemals ergründet hat. — Es war aber auch unter ihnen ein Philosoph, der sehr erfahren war in der Arzneikunst und Naturwissenschaft. Da dieser nun Jesum fragte, ob er die Arzneikunst studirt habe, antwortete ihm Jesus und erklärte ihm das Physische und Metaphysische, Hyperphysische und Hypophysische, die Eigenschaften des Körpers und seine Säfte und deren Wirkungen, ebenso die Zahl der Glieder, Knochen, Adern, Arterien und Nerven; auch die Temperamente, das Warme und Trockne, das Kalte und Feuchte und ihre Wirkungen, welches die Thätigkeit der Seele auf den Leib ist und ihre Empfindungen und Eigenschaften; das Vermögen zu sprechen, zu zürnen, zu begehren; endlich die Zusammenfassung und die Sonderung und Andres, was keiner Kreatur Verstand jemals erfaßt hat. Da stand jener Philosoph auf, betete den Herrn Jesus an und sprach: O Herr, von jetzt an will ich dein Schüler und Diener sein. Während sie nun dies und Andres untereinander sprachen, kam Maria, die drei Tage lang mit Joseph herumgegangen war und ihn gesucht hatte . . . .

Wie so verschieden ist das Bild, das dieses apokryphe Evangelium uns von dem zwölfjährigen Jesus entwirft, von

…, das uns der schlichte evangelische Bericht zeichnet! Nach …em malen wir im Unterricht unsern Kindern den Jesus- …en in seiner frommen Lernbegier als Vorbild vor die …le. Da scheint es mir nicht sehr pädagogisch weise zu …, wenn Tiesmeyer und Zauleck an den Kopf des von …n herausgegebnen, vielerorten in Kindergottesdiensten an … Kleinen verteilten Sonntagsblattes ein Bild gesetzt haben, … den zwölfjährigen Jesus im Tempel in einer Weise dar- …t, die, dem Kinde immer vor Augen, die Wahrheit not- …dig verschieben muß. Wir werden nur einmal im Jahre … gewöhnlich dazu kommen, den Kindern diese Geschichte aus …u Jugend zu erklären. Dieses die Geschichte veranschau- …ende Bild giebt man den Kindern mit jeder Blattnummer … die Hände. So ist es doch natürlich, daß sich ihre Vor- …lung mehr nach dem Bilde bildet, als nach der einmaligen …lärung. Der Kopf des genannten Sonntagsblattes für die …stliche Kinderwelt trägt neben dem Worte: Wisset ihr nicht, … ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? als Motto … das Wort 1. Petr. 2, 21: Christus hat uns ein Vorbild …ssen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen. So wie … dem Bilde der zwölfjährige Knabe auf erhöhtem Podium …t, bärtige Rabbis, die zu seinen Füßen sitzen, belehrend, …chte er sich schlecht als Vorbild für unsre Kinder eignen. …hon Martin Chemnitz meint, daß nicht nur der Schriftgelehrten … Pharisäer Hoffart, sondern auch des Kindes Jesu Demut … Annahme wehre, daß er von den Lehrern aus der Mitte … Schüler in ihr Kollegium aufgenommen worden sei.

Das letztangeführte Beispiel zeigt besonders deutlich, wie …e bildliche Darstellung, die mit dem evangelischen Berichte … in Widerspruch setzt, geeignet ist, selbst das Charakterbild …su zu verkümmern oder wenigstens die Wahrheit zu beein- …chtigen.

Weniger mag man einzuwenden haben gegen das Herkommen, …n gekreuzigten Heiland mit der Dornenkrone auf dem Haupte …rzustellen, die er doch am Kreuze sicher nicht mehr getragen …t. Ein in Lübkes kunstgeschichtlichem Werke reproduzirtes …elief des italienischen Meisters Nikola Pisano aus dem drei- …hnten Jahrhundert zeigt das Haupt des Gekreuzigten dieses …ranzschmuckes bar. Man wird aber kaum viele andre Bilder …den, auf denen die Krone fehlt. Schon die ältesten Abbildungen …s Gekreuzigten zeigen ihn so; und bis auf diesen Tag be- …achten die Künstler sie als Requisit der Kreuzigung Jesu.

Die Krone selber ist wohl auch anders vorzustellen, als …e Bilder sie zeigen, nach denen es den Anschein hat, als habe …an mit dieser Krönung dem Herrn körperlichen Schmerz ver- …rsachen wollen. Die Kriegsknechte, die mit der Geißelung des …nschuldigen beauftragt sind, treiben mit ihm rohen Soldaten- …pott, indem sie den „Judenkönig“ verspotten. Sie werfen ihm …nen roten Soldatenmantel um, der den königlichen Purpur …ertreten soll, geben ihm als Szepter einen Rohrstock in die …and und drücken ihm anstatt des Lorbeerkranzes, den der …ömische Cäsar trug, einen Dornenkranz aufs Haupt, aus bieg- …men grünen Zweigen gewunden, die ihnen wohl die nächste …este Hecke bot. Wollte man sich den Kranz nach Weise der …ildlichen Darstellungen denken, so bliebe nur die Annahme, …aß die Soldaten nach dürren Dornen griffen, die im Prätorium …ls Feuerung dalagen. Daß aber die Krone aus solchen Dornen …eflochten worden sei, wird vielleicht schon durch die Erwägung …nwahrscheinlich, daß das Winden solcher stachliger dürrer Dornen …u einem Kranze einige Schwierigkeit gehabt hätte. Und welche …ehnlichkeit hätte ein solcher Kranz noch mit dem grünen Lorbeer …es Cäsar gehabt?

Matthäus und Markus berichten nun, daß vor der Hin- …ührung nach Golgatha Jesu der Purpurmantel ausgezogen …nd er wieder mit seinen eignen Kleidern angethan wurde. Die Abnahme der Dornenkrone ist nicht ausdrücklich betont, …and aber, da sie ebenfalls nun ihrem Zwecke genügt hatte, …uf jeden Fall zugleich mit statt. Man denkt sich ja auch Jesum …un nicht länger mit dem Rohrstock in der Hand, obwohl …uch davon nichts gesagt wird, daß man ihm diesen abge- …ommen habe. Zudem durften die Kriegsknechte ihn nicht mit …olchem höhnenden Schmucke nach Golgatha führen. Das hätte

als eine öffentliche Verspottung des Judentums angesehen werden können, und die Römer waren politisch genug, mit der Empfindlichkeit der Juden zu rechnen. Im Innern des Prätoriums mochten die Soldaten ihren Spott mit dem „Judenkönig“ treiben; eine öffentliche Verspottung des Judentums war ihnen, wie wir wissen, auf palästinensischem Boden untersagt.

Wollte die christliche Kunst ganz genau in der Darstellung sein, so dürfte sie weiter auch bei der Hinführung nach Golgatha Jesum nicht mit dem ganzen Kreuz belastet zeichnen, wie dies hergebracht ist. Aus römischen Schriftstellern wissen wir, daß die zum Kreuztod Verurteilten nur den starken, nicht gar hohen Stamm zu tragen hatten, der mit dem obern Ende auf die Schulter gelegt, mit dem andern Ende hinten nachschleifte, und daß das Querholz erst an der Richtstätte angenagelt wurde.

Eine irrige Vorstellung können auch die Kreuzigungsgruppen erwecken, indem sie nur über Jesu Kreuz ein Täfelchen mit der Aufschrift I. N. R. I. angebracht zeigen. Das muß auf die Meinung führen, als ob diese Befestigung des Täfelchens etwas Besondres, sonst nicht Uebliches gewesen wäre, während es in Wirklichkeit römischer Brauch war, über jedes Kreuz, daran ein Verbrecher hing, die Ursache seiner Verurteilung zu schreiben. Auch an den beiden andern Kreuzen zur Rechten und zur Linken Jesu hat man sich demnach solche Täfelchen zu denken. Nach Nachrichten römischer Schriftsteller wurden diese Täfelchen den Verurteilten auf dem Gange zur Richtstatt um den Hals gehängt oder vorausgetragen.

Unzweifelhaft künstlerische Absicht ist die äußere Unterscheidung des Kreuzes Jesu der Größe nach von den beiden Schächerkreuzen, die das in der Mitte weit überragt. Zugleich ist hierin symbolisch die hohe Bedeutung des Kreuzes Jesu zum Ausdruck gebracht. Daran braucht ja nicht wohl erinnert zu werden, daß in Wirklichkeit die drei Kreuze sich in keiner Weise von einander unterschieden. Auch die Art der Annagelung hat man sich bei den beiden Schächern nicht verschieden von der Jesu zu denken, wozu ebenfalls die bildlichen Vorstellungen verleiten könnten. Und endlich ist darauf hinzuweisen, daß nach Anführungen der Alten an eine Durchbohrung beider Füße mit je einem Nagel zu denken ist, während unsre Kruzifixe durch die beiden übereinandergelegten Füße nur einen Nagel getrieben zeigen.

Auffällig und gleichwohl meist übersehen ist die Verlegung der Speerwunde auf die rechte Seite des Leichnams Jesu auf den Abbildungen des Gekreuzigten. Im evangelischen Bericht ist ja nicht gesagt, in welche Seite der Stoß geführt wurde. Es ist aber eine sichere Annahme, daß der Stoß ins Herz, also in die linke Seite treffen sollte. Zum Beleg für diese Behauptung sei nur auf den Kultus hingewiesen, der, seitdem Pio Nono im Jahre 1875 die ganze Welt dieser besondern Andacht geweiht hat, mit dem durchbohrten Herzen Jesu im modernen Katholizismus getrieben wird. Und auch auf protestantischer Seite wird diese Ansicht geteilt. Unter den gedruckten Predigten des sel. G. Ch. A. Bomhard findet sich beispielsweise eine solche mit dem Thema: Eine Betrachtung über das durchbohrte Herz unsers Erlösers. In der That legt sich auch diese Annahme am nächsten, wenn man sich den Kriegsknecht dem Kreuze gegenüber und mit der rechten Hand zustoßend denkt. Und wozu ward denn der Speerstoß ausgeführt? Doch nur um entweder den bereits eingetretenen Tod Jesu zu konstatiren oder denselben gar herbeizuführen. Welches von beiden nun auch die Absicht des Kriegsknechts gewesen sein mag, immer mußte sich ihm ein Stoß ins Herz empfehlen, über dessen Sitz er, der wohl nicht zum erstenmal zu einer solchen Exekution kommandirt wurde, doch nicht im Zweifel gewesen sein kann.

Um so mehr drängt sich nun aber die Frage auf: Warum erscheint auf den Kruzifixen diese Speerwunde fast immer auf der rechten Seite? Dann und wann wohl sieht man ja ein Bild, auf dem die Wunde auf der linken Seite des Körpers Jesu klafft, wie z. B. auf dem bekannten Bild von Cornelius „Thomas Unglaube“ (nach den Entwürfen zu den Wandgemälden des Campo Santo in Berlin). In der Regel aber, besonders an den Wegkruzifixen, aber auch auf den Gemälden der besten Meister, erscheint die Wunde auf der rechten Seite.

Man könnte diese Thatsache damit erklären, daß dem Beschauer eines Bildes, was links ist, als rechts, und umgekehrt, was rechts ist, links erscheine, und daß der darstellende Künstler vielleicht dem Rechnung tragen wolle. Aber befriedigen wird diese Erklärung nicht recht können. Wir haben im Verlauf unsrer kurzen Untersuchung mehrmals gesehen, wie für die christliche Kunst die Legende bestimmend gewesen ist. Das dürfte vielleicht auch hier der Fall sein. Nun giebt es eine Legende, nach der der Kriegsknecht, dessen Name Longinus gewesen sein soll, von dem Auge des Gekreuzigten getroffen, es nicht über sich vermocht hätte, den Stoß gegen Jesu Leib zu führen. Als römischer Soldat zur Ausführung des Befehls verpflichtet, habe er sich endlich doch dazu ermannt, aber um dem Blicke Jesu nicht zu begegnen, statt von vorn von der Seite zu Pferd ansprengend seinen Speer so wuchtig in den Leib Jesu gestoßen, daß derselbe, das Herz durchdringend, mit der Spitze vorn auf der andern Seite wieder hervorgedrungen sei. Darnach wäre die am Leichnam Jesu von vorn sichtbare Wunde die Ausgangswunde, während die Eingangswunde, weil mehr gegen den Rücken zu liegend, nicht sichtbar ist. Wars dem Kriegsknecht nun darum zu thun, das Herz zu treffen, so ist anzunehmen, daß er von der linken Seite Jesu ansprengte und sein Speer auf der rechten Seite wieder herausdrang, und das dürfte die Thatsache erklären, daß auf den Bildern die Wunde rechts zu sehen ist.

Man mag daraus erkennen, daß es auch Bilder kritisch zu betrachten gilt, ebenso wie man ein Buch nie anders als kritisch lesen soll. Wir lassen uns sonst durch die christliche Kunst sogar Gestalten schaffen und als biblische Gestalten vorführen, die die Bibel gar nicht kennt. Es sei nur noch an Maria Magdalena erinnert. Wie hat ihr die christliche Kunst nach ihrem Tode so unrecht gethan! Man darf heute nur ihren Namen nennen, und vor den Augen der Meisten steht alsbald das Bild der Büßerin. Seit Correggio haben die Maler mit Vorliebe diese Frauengestalt sich zum Vorwurf genommen, und zahllos sind die Gemälde, die sie darstellen sollen. Sie sind allbekannt, die Bilder, auf denen eine Frau von seltener Schönheit meist in steiniger Einöde oder in einer Felsenhöhle mit aufgelöstem Haar im Anblick von Kreuz und Totenschädel ihrem Reueschmerz sich hingiebt. Selbst die Altäre christlicher Kirchen sind vielfach mit diesem Bild geschmückt. In der Evangeliengeschichte suchen wir umsonst nach der büßenden Magdalena. Nicht die große Sünderin, die, ins Herz getroffen von Jesu Bußruf, über ein Leben, im lasterhaften Leichtsinn der Jugend verbracht, zu trauern hat, sondern als die treuste Jüngerin, die hingebendste Freundin Jesu erscheint sie hier. Und ganz mit Unrecht hat die christliche Kunst sie zu dem gestempelt, wofür sie heute so allgemein gilt, daß man die Arbeit, die die innere Mission an die sittliche Rettung gefallener Mädchen wendet, mit dem Namen „Magdalenensache" bezeichnet. Frühe schon, bereits seit Gregor dem Großen, ist sie fälschlich in eins gesetzt worden mit dem Weibe, von dem Luk. 7 berichtet wird, daß sie dem Herrn, während er im Hause des Pharisäers Simon zu Tische saß, unter Thränen der Reue über vergangnes Sündenleben die Füße salbte und von ihm die freundlichen Heilandsworte hören durfte: Dir sind deine Sünden vergeben, dein Glaube hat dir geholfen.

Auch hier wieder ist die christliche Kunst der falschen Tradition gefolgt und hat sie ohne Zweifel an ihrem Teile mit verfestigt. **Hans Haas**

Verschiedenes

(Warnecks Missionslehre). Von D. Warnecks Evangelischer Missionslehre ist die erste Hälfte der dritten Abteilung erschienen, die von dem Betrieb der Sendung handelt. Der Band ist 339 Seiten stark, also von bedeutendem Umfang; viel bedeutender aber als sein Umfang ist seine Tiefe. Es ist hier eine solche Fülle von einschneidend wichtigen Fragen behandelt, daß wir vor dem Wissen, das den Verfasser befähigte, sie zu beantworten, wie vor dem Fleiß, der imstande war, eine so große geistige Arbeit zu bewältigen, erstaunt und dankbar stehen; dies um so mehr, als nach Aussage des Verfassers die Arbeit unter leiblicher Schwachheit entstanden und zu Ende geführt worden ist.

Durch das Erscheinen dieses Buches ist die Warneckſche Missio
lehre ihrer Vollendung um einen Schritt weiter entgegengeführt word
Nachdem Abteilung I von der Begründung der Sendung und Abteilun
von den Organen der Sendung gehandelt hat, haben wir hier die Le
von dem Betrieb der Sendung vor uns, und zwar a) von dem Sendun
gebiet, b) von der Sendungsaufgabe. In der zweiten Hälfte der drit
Abteilung, die, wie wir hoffen, noch in diesem Jahre erscheinen w
soll dann über die Missionsmittel und das Ziel der Mission gehan
werden.

Es ist unmöglich, den reichen Inhalt des vorliegenden Ban
auch nur zu skizziren. Genügen möge es zu sagen, daß nach uns
Wahrnehmung auch nicht eine einzige Lücke geblieben ist, daß auch n
die Beantwortung einer Frage vergessen wurde. Obwohl die zahlreic
verwickelten Probleme oft schwer zu lösen waren und vielfach
kasuell behandelt werden konnten, so ist es doch dem Verfasser gelung
eins nach dem andern in wissenschaftlich gründlicher und dabei praktis
Weise abzuhandeln. Dabei ist die Betrachtungsweise eine durch
nüchterne, biblische, und die gewonnenen Resultate entsprechen den
den deutschen Missionen gemachten Erfahrungen. Auf Grund der
unsrer alten Berliner Missionsgesellschaft in Südafrika gemachten
fahrungen konnten wir meist den gewonnenen Grundsätzen mit Freud
keit zustimmen.*)

Warneck hat mit dieser Arbeit nicht nur der Mission, sondern
gesamten evangelischen Kirche einen unschätzbaren Dienst geleistet. Ein W
über die Missionstheorie fehlte, denn weder in unsrer Zeit noch in früh
Jahrhunderten hat die christliche Wissenschaft ein solches Werk geschaf
Wir dürfen uns von Herzen darüber freuen, daß die evangelische Mis
soweit erstarkt ist, daß sie nicht mehr wie ein Kind über das Missionsn
denkt, urteilt und redet, sondern daß sie in das verständige Mann
alter eingetreten ist. Wir freuen uns auch, daß dies Werk in
deutschen evangelischen Kirche entstanden ist, denn der nüchterne,
grabende, aber durch Gottes Wort gebundne evangelische deutsche S
war allein imstande, die Missionsprobleme in so befriedigender W
zu lösen.

Wir versprechen uns reichen Gewinn von Warnecks Arbeit.
hat oft darüber geklagt, daß unsre Jugend auf den Universitäten
die Mission nicht angeregt und über sie nicht unterrichtet werde.
Grund für diese Thatsache lag darin, daß die Mission als wissensch
liche Disziplin noch nicht bestand. Warnecks Buch kann nun
Männern der Wissenschaft als Leitfaden dienen, mit dessen Hilfe sie
gewiß leichter als vordem daran machen werden, die Mission in
Bereich ihrer Studien zu ziehen. Aber auch dem Geistlichen wird
Werk das Studium der Mission erleichtern und lieb machen. W
viele Geistliche darüber klagen, daß ihre Missionsstunden bei dem
bildeten Teil der Gemeinde wenig Anklang finden, so liegt der Gr
vielfach darin, daß sie der Gemeinde ein wirkliches Verständnis
Mission nicht vermitteln können, weil nur wenige von ihnen se
solches Verständnis der Sache besitzen, denn bisher war nur die
schichte der Mission bruchstückweis bearbeitet, die Missionspraxis
war wie von Nebel eingehüllt. Durch Warnecks Missionslehre k
sich jetzt jeder über die betreffenden, interessanten Fragen Licht
schaffen und kann so befähigt werden, auch der Gemeinde zu weit
Kenntnis und zu tieferm Verständnis zu verhelfen. Von gleic
Werte ist diese Missionslehre für Leiter der Mission und für Lehrer
angehenden Missionare. Ist es doch eine Thatsache, daß in manc
Missionsseminaren Missionsmethode und Missionspraxis überhaupt n
gelehrt wurde, weil niemand da war, der selbst eine klare Anschau
von ihr besaß. Auch die Missionare, selbst die ältern, werden sich g
in dieses Buch vertiefen und die dargebotenen Resultate mit denen
gleichen, die sie selbst im Laufe ihrer Arbeit gewonnen haben.
finden es wünschenswert, daß jede Missionsgesellschaft ihren Arbeit
das Buch zustellt und ihnen angelegentlich empfiehlt es zu studi
Außerdem ist die Lektüre des Buches allen gebildeten Missionsfreun
zu empfehlen, damit sie einen tiefern Einblick in die Größe der M
sionsaufgabe gewinnen.

Auch Gegner der Mission oder der gegenwärtigen Missionspra
sollten das Warneckſche Werk recht eingehender Beachtung unterstell
Mancher wird erstaunen über die Vielseitigkeit und die Größe des Werk
das berufen ist, an der Lösung der schwierigsten Kulturprobleme un
den nichtchristlichen Völkern in erster Linie zu arbeiten. In die
Sinne ist die beste Apologetik der Mission die Mission selbst, die
einer Kulturmacht ersten Ranges sich entwickelt hat. Und die Miss
ist wieder eine Apologie des Christentums! Denn sie wird nicht
tragen von den Mächten dieser Welt, sie ist nicht gepflanzt und gepf
durch staatskirchliche Behörden, sondern dies Werk ist entstanden
Freiheit, geboren und erhalten aus der Kraft des Glaubens, der
Welt überwunden hat. **Merensk**

(Die sittliche Triebkraft des Glaubens) Eine Untersuchung
Luthers Theologie von **Karl Thieme**, Lic. theol., Dr. phil., a. o. P
fessor der Theologie an der Universität Leipzig. Leipzig, Dörffling u. Fra
318 S. 5 Mk.

In der vorliegenden Untersuchung zu Luthers Theologie
der Verfasser den Punkt herausgegriffen, an dem nach Joh. 7,

---

*) Es ist unmöglich, eine Besprechung so auszudehnen, daß
etwa abweichende Meinung begründet werden könnte. Bemerkt sei
nur, daß die Berliner Mission in Südafrika sich bei absolut stre
Praxis in Bezug auf die Polygamie sehr gut gestanden hat. In S
afrika verlangt das christliche Bewußtsein der Gemeinden diese Stre
und das afrikanische Eherecht ist ihrer Anwendung nicht zuwider.

Beweis für das Recht der Reformation, ja für die Wahrheit der [st]lichen Religion überhaupt immer wieder einzusetzen hat. Dessen [i]er sich auch völlig bewußt, wie er schon in der Einleitung mit seinem [Hin]weis auf moderne und modernste Bestreitungen der christlichen Ethik [zeig]t. Der Mannichfaltigkeit der Ausführungen des Reformators über [d]en Gegenstand wird seine reichhaltige Darstellung durchaus gerecht. [Er] bringt die verschiedenartigen Auslassungen Luthers in drei Gruppen [...]er, indem er handelt von der durch die Selbstliebe und der durch Liebe zu Gott vermittelten und von der unvermittelten, direkt sitt[lich]en Triebkraft des Glaubens, wobei allerdings einzelne Wiederholungen [nich]t ganz vermieden werden. Den breitesten Raum nehmen bei ihm Ausführungen über die erste Gruppe ein. Die hierhergehörigen [T]ätigkeiten unterscheidet er, sofern sie ethisch gerechtfertigt sind, als die [...]stischen von den egoistischen einerseits, den altruistischen andrerseits. [We]nn er freilich meint, der Mensch erstrebe in ihnen „eigentlich nur [di]e vollkommne religiöse und sittliche Thätigkeit selbst, nicht auch die davon [...]lich unzertrennliche, dabei unvermeidliche Lust“ (S. 110), so neigt er damit doch wohl schon etwas zu der von ihm selbst als pantheistisch ver[wo]rfnen uninteressirten Gottesliebe der Mystik, die Luther durch die [Fo]rderung der Heilsgewißheit überboten hat. Wie hier nach der einen, [so] scheint er mir auch nach der andern Seite über das Ziel hinauszu[sch]eßen, wenn er, zunächst allerdings für Luther, aber, wenn ich ihn [rech]t verstehe, auch für sich selbst den Gottesglauben mit dem Glauben [an] eine jenseitige Vergeltung stehen und fallen läßt (S. 180 f.). Aller[din]gs führt er diese Aufstellung alsbald selbst durch Verweisung auf [Sät]ze auf ihren richtigen Sinn zurück und läßt uns hinsichtlich Luthers [kei]nen Zweifel darüber, daß dieser freilich als Prediger und Seelsorger [ma]nchmal in ziemlich handgreiflicher Weise mit dem Vergeltungsglauben [ope]rirt, aber andrerseits die Gesetzeserfüllung um des jenseitigen Lohnes [wi]llen als sündige Selbstliebe beurteilt hat. Sagt Luther doch sogar [vo]n den Kindern Gottes, daß sie „nur fromm sind um der Frömmigkeit [wi]llen selbst, d. i. um Gottes willen,“ damit bereits den Grundgedanken [de]r Kantischen Ethik aussprechend. Deren imperativischen Charakter [v]erbietet er aber durch den Gedanken, daß der wahrhaft Gläubige [kei]nes Gesetzes mehr bedarf, weil ihm „alles, was das Gesetz fordert, [N]atur und Wesen worden ist durch den Geist“ und durch Aussprüche [wi]e diesen: „Du mußt den Himmel haben und schon selig sein, ehe du [gu]te Werke thust . . . der Himmel, aus lauter Gnade gegeben, thut die [gu]ten Werke dahin.“ Treffend erinnert hier Thieme an die Schluß[pr]oposition aus Spinozas Ethik und an Schillers Lied von der Freude; [au]ch auf Schleiermachers Sittenlehre hätte er hinweisen können.

Damit sind nur einige der hauptsächlichsten Gedanken gestreift, die [de]r Verfasser aus Luther geschöpft und mit seiner Beobachtung der psycho[lo]gischen Motive und gründlicher Kenntnis auch der modernen Litteratur [er]örtert hat. Es ist für uns kleingläubige Leute des neunzehnten Jahr[h]underts immer wieder eine Erhebung, zu Luther hingeführt zu werden [un]d uns an der Riesenkraft seines Glaubens zu erfrischen. Darum sind [w]ir dem Verfasser auch für die reichlichen Zitate dankbar und empfehlen [da]s Buch auch solchen, die vielleicht noch mehr als er auf das ultra [L]utherum sapere Wert legen. Daß es ihn mit besondrer Freude er[fü]llt, Gedanken vorzutragen, für die „gerade sächsische Oberhofprediger [ei]ngetreten“ seien, wollen wir seinem Lokalpatriotismus zu gute halten.
Bleek

(Die Entstehung des Neuen Testaments) von Gustav Krüger, [P]rofessor der Theologie in Gießen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr [(]Paul Siebeck), 1897. 26 S. 60 Pfge.

Die Schrift ist nicht für die „Fachgenossen“ bestimmt, sondern möchte [b]ei einem viel weitern Kreise von Lesern Eingang finden. Der Verfasser [m]eint, die geringe Neigung unsrer Gebildeten, sich mit den Resultaten [d]er theologischen Wissenschaft bekannt zu machen, auf die wenig an[zi]ehende Form zurückführen zu müssen, in der jene meist dargeboten [w]erden. Das ist gewiß einer der Gründe, obgleich er gerade bei einem [d]er Forscher, auf die zu Anfang von Krüger hingewiesen wird, sicherlich [n]icht zutrifft: bei Adolf Jülichers glänzender Darstellung der Kanons[g]eschichte in seiner Einleitung in das Neue Testament. Aber freilich: [n]icht jeder ist in der Lage, ein solches Werk durchzuarbeiten. Daher ist [e]s sehr dankenswert, daß in dem vorliegenden Heftchen der Gegenstand, [d]er bei Jülicher nur einen kleinen Teil des Ganzen bildet, gesondert [b]ehandelt wird; durch die Knappheit und Beschränkung, mit der dies [g]eschieht, ist auch es möglich geworden, einen Preis für das kleine Buch fest[z]usetzen, der kaum jemanden hindern kann, es anzuschaffen. Das ist [a]ber nur ein Vorzug. Ein andrer nicht minder großer liegt in der Frische und Lebhaftigkeit der Schreibweise. Der Laie wird zunächst an [s]icherer Hand vorüber an allen Abwegen direkt zu dem Problem geführt: [w]ie ist es zu der Sammlung von heiligen Schriften gekommen, die [w]ir Neues Testament nennen, darum handelt es sich, nicht aber um die Entstehung der einzelnen Schriften selbst. Dann wird zunächst der Zeitraum bis 150 behandelt. Vielleicht hätten hier doch etwas mehr Beispiele (Krüger führt nur den Apologeten Justin an) das Verständnis [e]rleichtert. Auch hätte die psychologische Vermittlung der Ablösung der mündlich überlieferten Worte des Herrn durch deren schriftliche Fixirung mehr betont werden können. Der zweite Teil (S. 16 ff.) be[h]andelt dann den weitern Verlauf der Kanonbildung bis zum Abschluß des Neuen Testaments. Im Schlußwort wird kurz auf Luthers Stellung zum Neuen Testament als Kanon hingewiesen und „als das wichtigste Resultat der Untersuchung“ folgender Satz aufgestellt: „Das Neue Testa[m]ent ist ein Werk der katholischen Kirche, und die Berufung auf neu[te]stamentliche Schriften als an sich glaubensverbindlich ist ein Dogma der katholischen Kirche.“

Wir wünschen diesem Heftchen viele Nachfolger aus der Feder

gleich berufner Gelehrter, damit die moderne Theologie nicht ein Sondergut einiger Fachleute bleibe, sondern durch die Gewinnung weiterer und weitester Kreise sich selbst die Stütze schafft, deren sie heute so schmerzlich entbehren muß.
Ernst Teichmann

(Coeurs sauvages) Contes par Anna Roos. Paris, Librairie Fischbacher, 1897. 255 S.

Diese Erzählungen einer schwedischen Schriftstellerin, von ihr selbst ins Französische übersetzt, sind fesselnd und in anmutiger poetischer Sprache geschrieben. Sie lesen sich angenehm und eignen sich zum Vorlesen im Familienkreise.

Ueber die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, giebt uns die Dichterin in der Vorrede einigen Aufschluß, indem sie u. a. sagt: „La femme, après tout, reste toujours un sauvage, hat ein Erzähler unsrer Tage gesagt; das Weib bleibt im Grunde unberührt von der Kultur. Das heißt: es liegen im Innern der Frau Quellen von Kraft und Frische; wenn man sie der Litteratur zuführte, könnten wir vielleicht eines Tages eine Verjüngung erleben, wie wir sie vor einigen Jahrzehnten dem Einströmen der slawischen Litteratur zu verdanken hatten, mit ihrer reichen Poesie und ihrem noch jungfräulichem Boden entstiegnen frischen Duft. . . Jede echte Frau hat etwas von einem Kinde und etwas von einer Mutter in sich. Sie bewahrt sich stets etwas von jenem Kindesvertrauen, das an das Gute in Menschen und Dingen glaubt; sie verliert nie jene unsterbliche Hoffnung aller Mütter, die von jeder neuen Generation die Erlösung und das Heil erwartet. Und ist es nicht gerade dies — ein wenig Glaube, ein wenig Hoffnung —, was der Welt heutzutage not thut?“

Die Frauengestalten, die uns in den sechzehn Geschichten begegnen, haben alle den gemeinsamen Zug, daß sie unberührt sind von jeder Reflexion. Die meisten Erzählungen spielen im Mittelalter oder auf orientalischem Boden, und der romantische Hintergrund paßt zu diesen Frauenherzen, die nur einen Gegenstand der Anbetung kennen: den geliebten Mann, und nur ein Ziel: für ihn zu leben, „verklärt sich zu finden in seinem Glanz,“ wie es in Chamissos Frauenliebe und -Leben heißt. Ein frischer Hauch weht uns aus diesen Gestalten an; sie sind auch im orientalischen Gewande Nordländerinnen. Die uns in dem Buche entgegentretende Auffassung vom Wesen und Beruf der Frau erscheint gewissermaßen wie eine Reaktion gegen die Auswüchse der modernen Frauenbewegung. Sie würde wirksamer sein, wenn die Verfasserin eine tiefere Welt- und Menschenkenntnis besäße; ihr Frauenideal zeigt manche ungesunde Züge.
A Hr

(Ein Urteil über Ibsen) In der Dünazeitung Nr. 54—57 urteilt ein baltischer Theologe wie folgt:

. . . Mir will, um nur ein Beispiel anzuführen, die allgemeine Verbreitung von Wolff viel gefährlicher erscheinen, als Ibsens! Man lese doch nur das Recht der Hagestolze, Pappenheimer 2c. und achte darauf, in welch süßer, schmackhafter Weise uns dort korrumpirte sittliche Anschauungen geboten werden.

Ich habe Ibsens Dramen in großer Anzahl gelesen, kenne ihn also recht genau und muß sagen, daß, wer an Personen, wie sie in der Wildente, den Gespenstern, Hedda Gabler und J. G. Borkman geschildert werden, seinen Gefallen findet, in ihrer Gesellschaft sich wohl fühlt, schon dabei angelangt sein muß, daß er den Aufenthalt im Irrenhause und im Gefängnis, den Besitz hereditär belasteter Kinder und den Selbstmord bereits als Annehmlichkeiten empfindet. Ich habe nichts Lockendes an ihnen gefunden!

Aber tief ergriffen und niedergeschlagen haben sie mich wohl, diese fein psychologischen Schreckgespenster, die mir zeigen, wohin die Herrenmoral steuert. Eine gewaltige Bußpredigt sind sie, die uns die Augen dafür öffnen können, daß, wer nicht mitarbeiten will an der Zersetzung alles Bestehenden, Abstand nehmen muß von dem Baumbachschen Rezept, das er in einem anmutigen, mir in den Einzelheiten leider nicht mehr gegenwärtigen Gedicht verschreibt, so lange man jung, noch „ein bischen“ zu sündigen — dafür aber anzufangen hat mit einer gründlichen Revision seiner eignen sittlichen Begriffe. So sind sie mir stets erschienen, die Ibsenschen Dramen, und haben daher nicht zu der Lektüre gehört, die mich gerade erfreut hat, der ich mich aber trotzdem nicht verschließen zu dürfen geglaubt habe.

Aber Eins freilich muß noch betont werden!

Soviel Wahrheitsmomente meines Erachtens sich bei Ibsen finden, zeigt er uns doch immer bloß das Elend, das Gebundensein durch Schuld und Vermessenheit, deckt gleichsam nur auf die vernichtenden Unwahrheiten, in die sich menschliche Ohnmacht und Thorheit mannichfach verstrickt. Einen Weg aber heraus giebt er nicht an! Es fehlt seinen Dramen völlig jene, den durch Sünde und persönliche Schuld unfrei gewordnen Menschen rehabilitirende Wahrheit, die sich als eine alles überwindende, neues Leben erzeugende Kraft bewährt, von der das Wort gilt: „und die Wahrheit wird euch frei machen!“

(Plattdütsche Togav) Unsre Leser gestatten uns heute eine „plattdeutsche Zugabe“. Das „Biblatt to'n Kropper Kirchlichen Anzeiger,“ „Plattdütsche Togav,“ hat in Nr. 1 dieses Jahrgangs unter dem Titel „De grote Affall,“ wie uns soeben erst bekannt wird, Folgendes geboten:

„In Dütschland kümmt en Blatt herut, dat ward vun de Pastoren schreben, un vun en Paster redigirt. Dat nennt sik Christliche Welt, awer dat is in de Daht en Unchristliche Welt, denn dor is vun Christendohm knapp noch wat to sehn. Allens is heidnisch dörch un dörch. Un dat nich blot so versteken und heemlich, sonnern ganz apen för jedermann. Nu kümmt Dr. Rade, so heet de Preester, mit den Vörschlag herut, de olle, heidnischen Götter wedder intoföhren. He meent, dat hett sik doch bi de heidnischen Götter veel beter levt as

bi den Christengott. Un ik räum dat willig in, denn de heidnischen Götter makt doch nich so'n Anspruch an de Minschen, as uns' Herrgott in'n Himmel. Dor kann dat denn ja nu jeder sehn, dat de liberale Theologie uns int Heidendohm torügg föhrt. Erst dä'n de Herrn ja bannig bös, wenn man ehr dat seggen dä, dat se egentlich Heiden weern. Awerst nu rekt se sik dat all to 'r Ehr an, dat se Heiden sünd. Dat is doch en gesunne Fortschritt, un de ward am Enn' doch mennige Minschen de Ogen apen maken. Un dat is ja ok gut. Awerst ik meen, wenn de Christliche Welt ehrlich wesen will, denn schull se sik künftig ok ganz ehrlich Heidnische Welt nennen, denn dat is se. Wunnern mutt ik mi awer, dat de Karkenbehörde dat tolett, dat ehr Preesters so'n Unfog driewen; schull dat nich schlimmer wesen, as wenn se sik an Sozialpolitik bedeeligen doht. Awer dat is ja wohr, dat geiht ja blot up de Lehr un dor givt de Union ja Frieheit."

Unsre Leser wird das belustigen, und das soll es auch. Aber auf die betrübende Kehrseite brauchen wir nicht hinzuweisen. Was wird hier in treuherzigem Plattdeutsch dem schlichten Christenvolk vorgeredet! Die Leser müssen doch ernstlich annehmen, wir hätten den Vorschlag gemacht, „de olle, heidnischen Götter wedder intoföhren"! So viel wir wissen, geht diese geistverlassene Unterschiebung auf die — Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung zurück. R

(Standesbeamte und kirchliche Trauung) Die preußischen Minister des Innern und der Justiz haben „einer von kirchlicher Seite gegebnen Anregung gern Folge leistend" gemeinsam eine Verfügung an die Standesbeamten erlassen, die ihnen aufgiebt, bei Eheschließungen die jungen Eheleute auf ihre kirchlichen Verpflichtungen hinzuweisen. Der Erlaß ist nur verständlich durch den Paragraphen im Zivilstandsgesetz, der ausspricht, daß durch die gesetzlichen Bestimmungen über die bürgerliche Eheschließung „die kirchlichen Verpflichtungen der Eheschließenden unberührt bleiben." Wenn nun die neue Verfügung lediglich den Standesbeamten aufgäbe, den Eheschließenden den Inhalt dieses Paragraphen mitzuteilen, so wäre nichts gegen sie zu sagen. In ihrer thatsächlich vorliegenden Form aber legt sie ihnen eine — von ihnen selber, nicht vom Gesetz ausgehende — Ermahnung an die Eheleute auf, die kirchlichen Verpflichtungen bezüglich der Trauung zu erfüllen, — und diese Mobilmachung staatlicher Behörden zur Erzielung kirchlicher Trauungen muß als eine höchst unglückliche bezeichnet werden. Durch die Einführung und das allmähliche Einleben des Zivilstandsgesetzes ist die kirchliche Trauung ein Akt freiwilligen Bekennens der Zugehörigkeit zur Kirche geworden; daß gerade diese Freiwilligkeit im Gegensatz zum frühern Zwang einen hohen sittlichen Wert für jede Kirche hat, ist in den zahlreichen Erörterungen, die im vorigen Jahr der konservative Antrag auf Einführung der fakultativen Zivilehe hervorrief, von den verschiedensten Seiten anerkannt worden. Glaubt man nun wirklich auf diesen freien Entschluß der Brautleute günstig einwirken zu können durch eine amtliche Ermahnung zur Vornahme der kirchlichen Trauung, die dazu häufig von einem religiös ganz indifferenten Beamten in geschäftsmäßigem Ton und ohne den erforderlichen Takt vorgetragen werden wird? Denken wir etwa an die Eheschließung eines gegen die Behörden verbitterten und der Kirche entfremdeten Sozialdemokraten, der aber doch auf Wunsch der Braut oder durch einen Rest kirchlicher Gewöhnung veranlaßt der kirchlichen Trauung zustimmt, — wird bei diesem eine amtliche Ermahnung, wenn sie überhaupt eine Wirkung hat, nicht gerade die der beabsichtigten entgegengesetzte erzielen? Andrerseits werden auch manche Eheschließende, die die kirchliche Trauung beabsichtigen, durch die unberufne Ermahnung höchst unangenehm berührt sein und dem Beamten mit Recht entgegnen, daß der freie Entschluß, den sie in dieser Hinsicht fassen werden, niemand etwas angehe, sodaß die Standesbeamten ihrerseits häufig in eine unangenehme Lage kommen können. — Vor allem aber ist im kirchlichen Interesse zu bedauern, daß auf die Freiwilligkeit der Anmeldung zur kirchlichen Trauung durch die neue Bestimmung ein Schatten fällt, daß zumal bei Personen, die in ihren äußern Verhältnissen von der Behörde abhängig sind, die Vermutung entstehen kann, sie hätten sich nur trauen lassen, weil es ja von oben her verlangt würde.

Die gewiß gut gemeinte Verfügung ist ein neuer Beleg dafür, wie jede von den Organen des Staats unternommne „Nachhilfe zur Frömmigkeit" ihre großen Bedenken hat, auch wenn sie direkten Zwang vermeidet. Von kirchlicher Seite aber sollte man sich unsers Erachtens hüten, den Staatsbehörden derartige „Anregungen" zu geben. Man ruft seit Jahren, ganz besonders auf der kirchlichen Rechten, nach größerer Freiheit der Kirche vom Staat; aber man hat so wenig Vertrauen zur eignen Fähigkeit, die Gemeindeglieder zu bestimmen und festzuhalten, daß man für ein Gebiet, auf dem man soeben glücklicherweise selbständig geworden ist und in der Selbständigkeit recht gute Erfolge erreicht hat,*) die Mitwirkung der Staatsbehörden wieder ängstlich erbittet. Leider kann mit voller Sicherheit erraten werden, daß die Anregung nicht von den katholischen Kirchenbehörden ausgegangen ist (die haben dergleichen Krücken nicht nötig), sondern von evangelischer Seite. F v O

*) Bekanntlich hat in den einundzwanzig Jahren seit Einführung der bürgerlichen Eheschließung in ganz Deutschland der Prozentsatz der kirchlich Getrauten ständig zugenommen.

Quittung

Für Armenien (die mit * versehnen Gaben insbesondre für d[ie] armenischen Waisen): 100 Rubel aus der reformirten Gemeinde i[n] Moskau, 4. Sendung; 80 Mk. aus dem Kirchspiel Adorf durch Pfr. M*; 25 Kronen von einer schwedischen Pfarrfrau in Lerbäck*; 20 Mk. a[us] der Parochie Niederwerbig bei Treuenbrietzen; 6,55 aus der Gemein[de] Strasburg in Westpreußen; 5 von G und Z in M.

Für das Kaiser-Wilhelm-Haus in Metz: 20 Mk. von E[…] in Düsseldorf; 6,23 gesammelt an einem Familienabend in Eisenber[g] Schlesien; 4 aus der Gemeinde Bernkastel a. d. Mosel.

Herzlichen Dank! D H[…]

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 15 der „Chronik der Christlichen Wel[t]

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags** 4—6 U[hr] in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. 3. Mai: Die Wahrhe[it] der christlichen Religion.

Statt 216 Mk. für nur 95 Mk. liefert Herzogs Realencyclop. d. protest. Theologie. 2. Aufl. (letzte vollst. Ausg.) gut geb. auch in Umtausch gegen andre Bücher **Alfred Lorentz**, Buchhandlg. in **Leipzig**

Cand. theol., mit gut bestandne[m] 1. Examen, 1 Jahr an Rektora[t]schule thätig gewesen, sucht für d[en] Sommer Stellung. Offert. werd[en] unter J. D. erbeten an die Exp. d. [Bl.]

Kürzlich ist erschienen:
Hefte zur Christlichen Welt Nr. 25
Die gegenwärtige Lage des Protestantismus
von
Adolf Harnack
Preis 40 Pf.
Leipzig Fr. Wilh. Grunow

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.—an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Zu Christus hin
Religiöse Geleitworte
von
D. M. Rade,
Pfarrer in Frankfurt a. M.
1897. Kart. 2 Mk.

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 14. Uebersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebi[ete] der deutschen evangelischen Landeskirchen vom 1. Januar bis 31. Mä[rz] 1897. Erste Hälfte — Zur Statistik der Pfarrgehälter — Deuts[che] Evangelische Landeskirchen: Statistik der Staatszuschüsse für die deutsch[en] evangelischen Landeskirchen; Die theologische Studienzeit; Ueber d[ie] sechste theologische Professur in Tübingen; Die Pflege der Geschichte d[er] Ortsgemeinde; Ein Bild aus dem kirchlichen Betriebe der Gegenwa[rt] In Sachen des religiösen Sozialismus — Verschiedenes: Die Nazaren[er] in Ungarn; Das serbische Schisma; Religionswissenschaftlicher Kongr[eß] in Stockholm; Ein Ferienkursus für evangelische Geistliche; Vermisch[te] Nachrichten

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig